Paed. Pr. 292

Baumblatt

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Das christliche Museum.

Erzählungen

für

das christliche reifere Alter.

Vom

Verfasser der „Schicksale eines Waisenmädchen's" ꝛc.

Bamberg,
Verlag der Züberlein'schen Buchhandlung.

1844.

146. B

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Reindl'scher Druck.

Seiner Excellenz

dem

Hochwürdigsten Herrn

Franz Seraph. Wilhelm

Freiherrn

v. Lerchenfeld-Aham

zu Ammerland,

wirklichem Königl. Bayerischen geheimen geistlichen Rathe, Propst der Metropolitankirche zu Bamberg, Großkreuz des Königl. Bayerischen Ritter-Haus-Ordens vom heil. Michael ɪc. ɪc.

in tiefster Ehrfurcht gewidmet

vom

Verfasser.

Hochwürdigster Herr Dompropst!

Excellenz Herr geheimer geistlicher Rath!

Gnädiger Herr!

Die rühmlichst bekannte Liebe, die Ew. Excellenz Allem ertheilen, was zur Veredlung und Versittlichung der Herzen unserer lieben christlichen Jugend beiträgt, ermuthigt mich, vorliegendes Werk, das zunächst diesem Zwecke geweiht ist, mit dem Namen Ew. Excellenz zu schmücken; mit dem Namen, der die Herzen so vieler, nahe und ferne wohnender, Christen mit der dankbarsten Erinnerung erfüllt.

Ein großer Theil unserer reiferen christlichen Jugend ist leider von der, oft so sehr verderblichen Romanensucht ergriffen, aber doch bleibt

noch ein Theil übrig, der durch älterliche Fürsorge von dieser Seuche verschont blieb, und „in gut erzogenen und gut unterrichteten „Jünglingen ist anfänglich noch ein recht „frommer Eifer für die Befolgung und „Ausübung der gehörten Lehren.“ *)

Für solche Jünglinge und gleichgesinnte Jungfrauen sind zuerst vorliegende Erzählungen geschrieben.

Aber ich ging noch einen Schritt weiter und suchte auch denjenigen unserer jungen Freunde Beispiele vorzuführen, die bereits von den Lockungen der äußern Welt berührt worden sind. Denn „nach und nach wird der Jüngling „immer mehr in die Welt hineingezo„gen. Der für das Gute besorgte Jüng„ling flieht sie zwar anfänglich, zieht „sich vor ihr zurück — aber die Welt ge„winnt immer mehr den Sieg über das „junge Gemüth, der Jüngling wähnt sich

*) Predigt am Feste der hl. Apostel Peter u. Paul, von **Franz Seraphin** Frhr. **v. Lerchenfeld.** Bamberg. 1835.

„groß und gefürchtet, wenn ihm renom-
„mistische Unternehmungen glücken." *)

Solche, von dem verderbenden Hauche mancher Gesellschaft bereits berührte Jünglinge, finden in diesem Buche einige Beispiele von gefallenen, aber doch nicht ganz versunkenen Menschen, die glücklich wieder auferstanden sind aus ihrem geistigen Tode und wiedergeboren wurden zu einem schönen neuen Leben.

Da der Grundsatz: „Wem die Rechte „Gottes nicht heilig sind, der tritt bei „der ersten Veranlassung die Rechte der „Menschen blutend unter die Füße†)," die schöne Wahrheit in sich schließt, daß Treue und Liebe zu König und Vaterland, sowie pünktliche Befolgung der bestehenden Gesetze genau mit der Treue und Liebe zu Gott und der Befolgung seiner Gebote zusammenhängen, so würde ich mich doppelt glücklich fühlen, wenn diese Schriften den

---

*) Ebendaselbst.

†) Predigt gehalten am 3. Julius 1834 zu Amberg von **Franz Seraphin** Frhr. **v. Lerchenfeld.** Sulzbach. 1834.

gewünschten Eindruck auf Deutschland's heranwachsende Jugend zurückließen.

Dieses, hochzuverehrender Herr und Gönner! ist mein Zweck bei Herausgabe dieser Erzählungen.

Aber dieser Zweck dürfte schneller erreicht werden, wenn die christliche Jugend den hochgefeierten Namen Ew. Excellenz an der Spitze des für sie niedergeschriebenen „christlichen Museums" lesen würde; den Namen, der an so Vieles erinnert, das Vergangenheit und Gegenwart beglückte, und den die Zukunft mit Dank und Ehrfurcht nennen wird.

Genehmigen Ew. Excellenz die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung und Verehrung.

Ew. Excellenz!

gehorsamst unterthänigster

Bamberg im Februar 1844.

Luitpold Baumblatt.

Inhalt.

I. Das Riechfläsch'chen. Seite 1.
II. Der Verschwender. Seite 73.
III. Der blinde Jakob. Seite 123.
IV. Wilhelm. Seite 175.

I.

Das Riechfläsch'chen.

Erstes Kapitel.

Die Bekanntschaft.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts reiste Frau von Beaumont mit ihrer zehnjährigen Tochter Lucie auf eins ihrer Güter, das jenseits des Rheins auf französischem Gebiete lag. Beide Reisenden, die außer ihrem Kutscher nur noch von einem Bedienten begleitet waren, kamen aus der Hauptstadt Frankreichs, wo sie ihren Wohnsitz hatten, und wollten das, von dem verstorbenen Herrn von Beaumont erst seit kurzer Zeit geerbte Gut Champfort zum ersten Male besuchen. Frau von Beaumont war Besitzerin mehrerer Güter, und hatte es der Sorgfalt, Sparsamkeit und Ordnungsliebe ihres verstorbenen Eheherrn zu verdanken, daß sie ein sorgenfreies Leben führen und ihrer einzigen Tochter Lucie eine anständige Erziehung geben konnte.

Die Edelfrau stammte aus keiner adeligen Familie; ihre Eltern waren rechtliche Bürgersleute, die wohl alles aufgeboten hatten, was zum Glücke ihrer Kinder beitragen konnte, aber nicht im Stande

waren, ihnen mehr als eine bürgerliche Erziehung zu geben. Der Vater war Bäcker in der Vorstadt St. Germain, und hatte sechs Kinder zu ernähren, die wohl nicht darben mußten, aber auch nicht mehr, als die gewöhnlichen Ansprüche machen konnten. Sie wurden zu allen häuslichen Arbeiten angehalten, die sie auch gerne verrichteten, denn eine brave Mutter ging ihnen mit gutem Beispiele voran, und die Kinder wetteiferten miteinander, den Wünschen ihrer guten Eltern immer zuvor zu kommen.

Dem Hause des Bäckers gegenüber wohnte einer der reichsten jungen Edelleute Frankreichs, Namens Beaumont, der zuweilen mit innigem Wohlgefallen die Thätigkeit seiner jungen Nachbarinnen mit ansah. Jean von Beaumont war einer von jenen jungen Edelleuten, welche die Bestimmung des Menschen nicht darin suchen, nach allen irdischen Genüssen zu haschen, und vom Reiten und Jagen zu Bällen und Concerten eilen; er gehörte nicht zu jenen reichen Wüstlingen, die durch den, von Gott ihnen verliehenen Reichthum sich berechtigt glauben, der Unschuld Fallstricke legen zu dürfen — er kannte eine höhere Bestimmung des Menschen; er suchte den, mit seiner Geburt erhaltenen Adel, seiner Seele einzuprägen, und strebte darnach, alle seine Handlungen wahrhaft zu adeln. Er fühlte es recht lebhaft, daß er als Edelmann der verächtlichste Mensch wäre, wenn er unedel

handeln würde, und machte es sich zur heiligsten Pflicht, gut, aufrichtig und wohlthätig gegen alle Menschen zu sein, und sich erst dadurch zum Edelmanne zu stempeln.

Die Thätigkeit seiner bürgerlichen Nachbarinnen, ihr Wetteifer der Mutter gefällig zu sein und ihr kindlicher Frohsinn während ihrer Arbeiten, sagten ihm mehr zu, als es aller Putz der vornehmeren Damen nicht vermocht hätte. Er ließ es sich angelegen sein, den Charakter der ältern Tochter des Bäckers genau zu erforschen, prüfte im Stillen, ob sie ihn auch wahrhaft beglücken würde, und als er einig mit sich war, erklärte er dem Vater seinen Wunsch und bat ihn um die Hand seiner Tochter Marie, die wir am Eingang unserer Erzählung als die verwittwete Frau von Beaumont kennen gelernt haben.

Diese Edelfrau hatte ihre Abkunft nicht vergessen, und machte ihre Tochter Lucie oft darauf aufmerksam, daß Fleiß und Arbeitsamkeit dem wahren Adel erst die Krone aufsetzen, und die unerforschliche Vorsehung, die sie aus niederm Stande so sehr erhoben, auch Andere schon oft von ihrer Höhe in die tiefste Armuth gestürzt habe, und es daher von großem Vortheil sei, sich in der Jugend an Thätigkeit zu gewöhnen, indem man nicht wisse, ob es im Alter nicht noch nothwendig werde, sich von seiner Hände Arbeit zu ernähren.

Die Reisenden waren noch nicht auf ihrem Gute angekommen, als sie von der Ferne einen Knaben bemerkten, der auf der Straße vor ihnen herlief, aber vor Müdigkeit kaum weiter kommen konnte. Sie hatten ihn bald eingeholt, und Lucie fühlte inniges Mitleid mit dem in Lumpen gehüllten Kleinen. „Mutter! Mutter!" sagte das gute Mädchen, „ach sieh doch, wie er so bittend zu uns herüber sieht, wie er sich so mühsam fortschleppt; er hat gewiß schon eine große Strecke Wegs zurückgelegt, der arme Bursche. O Mütterchen, nimm ihn doch in den Wagen, bis er an Ort und Stelle sein wird!"

Frau von Beaumont, der dieser Zug in ihrer Tochter Herzen sehr gefiel, befahl dem Kutscher, anzuhalten und den Knaben in den Wagen zu bringen.

Die Gutmüthigkeit leuchtete aus den schwarzen Augen des etwa zwölfjährigen Burschen hervor. Er wußte nicht, wie ihm geschehen, und sah erstaunt bald die Mutter und bald die Tochter an. Seine Kleidung bestand aus einem grauen, an vielen Stellen durchsichtigen, leinernen Kittel, dunkelblauen Beinkleidern von demselben Stoffe, einer Weste von gestreiftem Zwillich, einer schwarzen baumwollnen Zottelmütze und alten Schuhen mit großen Nägeln beschlagen. Seine Gesichtszüge waren frisch und lebhaft, und seine pechschwarzen Haare harmonirten

vollkommen mit seinen Augen, die wie zwei Kirschen unter den großen Augenbraunen hervorglänzten. In seiner Hand trug er ein gestreiftes, baumwollenes Tuch, womit etwas bedeckt war, das er mit großer Sorgfalt hütete.

Frau von Beaumont fragte ihn nach seinem Namen, Wohnort und warum er so sehr eile; worauf er antwortete:

„Ich heiße Michel! Mein Vater und meine Mutter sind gestorben; sie haben über dem Rhein in Leidorf gewohnt. Von allen meinen Verwandten lebt nur noch mein Onkel und meine ganz arme Großmutter, welche Letztere mich zu sich genommen hat. Ach, die Großmutter ist so alt und arm! Jetzt ist sie krank geworden, aber der garstige Apotheker in Leidorf will ihr keine Medizin geben, weil sie sie nicht bezahlen kann; da hat denn die Großmutter gesagt, ich solle über den Rhein nach Merzdorf zu dem Apotheker gehen, wo sie dreißig Jahre lang als Magd gedient hat, und sagen: die Kunnel wär' krank. Der Apotheker war bös und sagte: „mit dem Bettelvolk wird man gar nicht fertig!" — Doch machte er die Medizin und gab mir sie, sagte aber, daß es die letzte sei, und ich nun nicht mehr kommen dürfe. Ach, wie sind doch die Leute so hartherzig! Sie sollt' nur einmal sehen, wie viele Büchsen voll Medizin der hat, und doch kömmt es ihm auf so ein Bischen an.

Nun, vielleicht wird die arme Großmutter wieder gesund und dann brauchen wir den garstigen Mann nicht wieder."

Der Bursche wischte mit seinem Aermel die Thränen von seinen Augen, und auch Lucie war sehr gerührt.

„Und von was ernährt ihr euch?" fragte Frau von Beaumont den armen Kleinen.

„Vom Taglohn!" antwortete der Gefragte. „Die Großmutter arbeitet auf dem Felde, und ich hüte die Gänse der Nachbarn."

„Was verdient ihr täglich damit?"

„O genug! die Großmutter zehn Kreuzer alle Tag, und ich jährlich einen halben Scheffel Korn und dazu noch einen neuen Wamms."

„Und damit reicht ihr aus?"

„Warum denn nicht? recht gut!"

„Was kostet denn der Laib Brod in deinem Dorfe?"

„Brod? ja Frau, das weiß ich nicht!"

„Wie? das weißt du nicht? mußt denn du nicht das Brod vom Bäcker holen?"

Bei dieser Frage lachte der Bursche laut auf und sagte: „Was denkt Sie denn? glaubt Sie, wir seien so reich, daß wir Brod essen könnten?"

„Wie?" fragten Mutter und Tochter zugleich, „kein Brod?"

„O nein!“ antwortete der Kleine lächelnd, als weidete er sich an ihrer Ueberraschung.

„Und von was lebt ihr denn?“ fragte Frau von Beaumont neugierig.

„Das soll Sie mit wenigen Worten erfahren: Morgens krieg' ich mein ird'nes Schüsselchen voll Geismilch — denn wir haben eine Geise, die viel Milch gibt; ich nehme sie alle Tage mit meinen Gänsen auf die Weide — und dazu noch drei bis vier Kartoffeln. Früher hab' ich wohl mehrere nehmen dürfen; aber denk' Sie nur, jetzt kostet das Mäs zwei Batzen, und da darf man nicht so verschwenderisch damit umgehen. Mittags aber, da werden sie nicht gezählt, „denn“, sagt die Großmutter: „Einmal des Tags muß man sich recht satt essen!“ und da esse ich Kartoffeln, bis ich satt bin. Eben so viel kommt auch auf den Theil der Großmutter, Für den Abend sind jedesmal noch so viele von Mittag übrig, daß wir nicht hungrig zu Bette gehen müssen. Denn die Großmutter ist gar nicht geizig, und kocht lieber einige mehr, als zu wenig. Aber das geht nicht immer so, denn an Sonn- und Feiertagen wissen wir auch, was sich gehört, und da gibts Mittags Kartoffel-Pfannkuchen!“

„So lebt ihr also nur von Kartoffeln?“

„Warum denn nicht? kann man denn besser leben? und Sie sollt' nur sehen, was für ein

herrliches Futter die Schalen für unsre Geise abgeben!"

Während dieser Unterhaltung waren unsere Reisenden an ihrem Gute angekommen. Frau von Beaumont gab dem armen Michel ein Goldstück in dem Werthe von eilf Gulden, mit dem Auftrage, seine Großmutter zu grüßen und dieses Geld zu ihrer Wiedergenesung zu verwenden. — Der erstaunte Bursche wußte nicht, wie ihm geschah. Er staunte bald das Goldstück, bald dessen Geberin an, und war wie vom Himmel gefallen, als die Edelfrau, befürchtend, er möchte dessen Werth nicht kennen, es in Silber umwechselte. So viel Geld hatte er in seinem Leben noch nicht beisammen gesehen.

Lucie begleitete dieses Geschenk, nachdem sie von ihrer Mutter die Erlaubniß hiezu erhalten hatte, noch mit einem andern. Sie besaß nämlich ein, wie ein kleines Fäßchen geformtes, braunes Riechflösch'chen — Flacon — aus Krystall, das mit einem Pröpfchen versehen war, welches den Spund des Fäßchens bildete. Dieses Riechfläsch'chen, das bis an den Spund mit wohlriechendem Wasser versehen war, hat Lucien viel Vergnügen gemacht; es war ein Geschenk ihres verstorbenen Vaters, und auf dem Boden standen mit zierlicher gothischer Schrift die Buchstaben L. v. B., welche „Lucie von Beaumont" bedeuteten, eingegraben. — Das

gute Mädchen war so gerührt von der Erzählung des armen Michel, daß es sein Liebstes hingab, um der armen leidenden Frau einige Erquickung zu verschaffen. „Nimm dieses Fläsch'chen!“ sagte sie zu dem erstaunten Burschen, „bring es deiner Großmutter und laß sie öfter d'ran riechen; du wirst sehen, daß ihre Nerven dadurch sehr gestärkt werden.“

Michel wußte keine Worte zu finden, um seine Dankgefühle auszudrücken, und in seiner übermäßigen Freude rief er aus:

„Jetzt sind wir ja auf einmal reiche und glückliche Leute! jetzt kann ich Medizin für meine gute Großmutter kaufen, habe nicht mehr zu befürchten, fortgewiesen zu werden, und kann ihr auch einige Stärkung verschaffen. O, Ihr seid aber recht brav und gut; ich werde auch zu Gott beten, daß Er Euch recht gesund erhalte. Und die Großmutter, die Großmutter“ — fuhr er schluchzend fort — „wie wird die sich freuen! wie wird die Euch in ihr Gebet einschließen! — Aber“, sagte er nach kurzem Nachdenken, „wie heißt Ihr denn? Das hätte ich ja beinahe vergessen, und die Großmutter hätte mich wieder einen dummen Buben gescholten, wie damals, als ich die Affen unsres Herrn Oberamtmanns für seine Kinder hielt, weil sie so schön geputzt waren.“

„Ich heiße Beaumont!“ antwortete die Edelfrau lächelnd, „und gehe mit meiner Tochter auf

mein Gut Champfort. Jetzt lebe wohl, werde brav und sei fortan fleißig und fromm, und Gott wird dich nicht verlassen."

Der Knabe entfernte sich von den Damen, und Frau von Beaumont benützte das Schicksal der armen Leute, um damit Lucien einige gute Lehren zu geben. Sie machte sie darauf aufmerksam, mit wie wenig sich der Mensch begnügen könne, wenn die Noth, diese große Lehrmeisterin, ihn dazu zwingt. „Sieh, meine liebe Tochter!" sagte sie, wir haben es Beide für eine Unmöglichkeit gehalten, daß der Mensch nur wenige Tage ohne Brod leben könne, und nun hast du erfahren, daß diese Leute ihre Nahrung lediglich in Kartoffeln finden; in einer Frucht, die von uns so wenig geachtet wird, und deren wir uns nur hie und da bedienen, wenn sie besonders gut zubereitet ist. Dieser arme Knabe erfreut sich der blühendsten Gesundheit, und nährt sich nur mit dieser, von uns so wenig geachteten Frucht, während viele, denen der Reichthum lächelt und die in Ueberfluß leben, wie Gespenster an uns vorbeischleichen. So belohnt die gütige Vorsehung diejenigen, die alle ihre Gaben mit Dank annehmen, bestraft aber jene, die mit ihrem Reichthume schwelgen. — Laß uns daher immer darauf bedacht sein, die Wohlthaten des gütigen, himmlischen Vaters dankend anzunehmen, in unsern Wünschen genügsam zu sein, und der Armen nicht zu vergessen;

eingedenk der Worte des Heilands: „Was ihr Einem von diesen thut, das habt ihr mir gethan."

Zweites Kapitel.

Die böse Frau.

In der Nähe von Champfort lag das Gut Préfort, welches Frau von Laclaire schon einige Wochen vor der Ankunft der Frau von Beaumont bezogen hatte. Frau von Laclaire war ebenfalls Wittwe, hatte aber keine Kinder, und eine zahlreiche Dienerschaft hatte sie auf ihren ländlichen Aufenthaltsort begleitet. Der Charakter dieser Dame war dem unserer Freundin ganz entgegen, denn Frau von Laclaire war stolz auf ihre Reichthümer, hartherzig gegen ihre Mitmenschen und unempfindlich beim Anblick eines Nothleidenden. Sie dachte sich erhaben über andere Menschen, die nicht so viele Schätze aufzuweisen hatten, wie sie, und glaubte nicht berufen zu sein, den Armen einige Stütze zu leisten.

Beide Familien hatten sich bald kennen gelernt, und besuchten sich gegenseitig auf ihren Gütern. Bald waren es Frau von Beaumont und ihre Tochter Lucie, die durch das schöne Wiesen-

thal nach Préfort gingen, und bald stattete Frau von Laclaire einen Besuch in Champfort ab. Aber sehr verschieden waren jedesmal der Empfang und die Unterhaltung auf beiden Schlössern; denn kamen Frau von Beaumont und ihre Tochter nach Préfort, so fanden sie die Besitzerin des Schlosses, wie eine Königin geschmückt, in den Modezeitungen blättern oder die neuesten Romane lesen; ja sie waren sogar oft lästig, wenn sie die Romanenheldin gerade da überraschten, wo sie glaubte, nun den Ausgang der erdichteten Luftgebilde zu erfahren, und bemerkten es, wie unwillig die Leserin das Buch bei Seite legte. Ihr Geist war eines Tages so sehr mit den Abentheuern der erdichteten Helden einer Geschichte beschäftigt, daß sie die gute Frau von Beaumont mit der Erzählung dieser, den Geist und das Herz nicht veredelnden, Unwahrheiten belästigte, und keine Rücksicht auf die junge Lucie nahm, für welche die Mutter erröthete und durch bittende Blicke die Erzählende um Schonung für das junge Mädchen bat. — Frau von Laclaire aber, begeistert für ihre Helden, wollte diese Winke einer besorgten Mutter nicht verstehen, und fuhr fort, ihr profanes und unlauteres Histörchen auszukramen. Frau von Beaumont war sehr verletzt durch dieses undelikate Benehmen, suchte die Gelegenheit, Lucie auf Augenblicke zu entfernen, und gab der Edelfrau zu verstehen, daß sie sich

eine ähnliche Unvorsichtigkeit für die Zukunft verbäte. „Denn“, sagte sie, „es ist schon traurig genug, daß es Menschen gibt, die den von Gott ihnen verliehenen Geist dadurch entweihen, daß sie durch ihn solche Mißgeburten erzeugen lassen; und der Erfinder dieser verderblichen Romane hat des Unheils gewiß schon mehr gestiftet, als Mörder es noch nie vermocht haben. Denn diese tödten blos den Körper, während jene Leib und Seele für immer und ewig zu Grunde richten. Wie viele würden sich heute noch der goldnen Tage der Unschuld erfreuen, wenn sie die Romanenpest nicht verderbend angehaucht und vergiftet hätte! O, daß jede Mutter darauf bedacht wäre, diese Nattern zu tödten, welche die Herzen ihrer Töchter unheilbar verderben!“

„Ich staune“, sagte Frau von Laclaire lächelnd, „mit welcher Beredsamkeit Sie dasjenige zu verdammen suchen, das mir am meisten Vergnügen und Erholung für die Mühseligkeiten der alltäglichen Langweile verschafft. Was wäre denn auch die ermüdende Wirklichkeit, wenn sie nicht von dem Geiste des Dichters durch Erfindungen im Reiche der Phantasie gewürzt würde? Sie nennen die Romane eine Pest für die Jugend! Diese Behauptung hätte ich Ihrem Geiste nicht zugetraut; denn welches Mädchen, welcher Jüngling wird das vom Dichter Ersonnene auch für Wahrheit hinneh-

men? Und bedenken Sie doch den Genuß, den wir dem Erfinder solch' romantischer Novellen, wie unsere französischen sind, zu verdanken haben!"

„Gerade diese sind es", entgegnete Frau von Beaumont „die des Unheils am meisten anrichten, und keine Nation hat so viele Schriftsteller aufzuweisen, die mit so wenig Delikatesse auf die Herzen unserer Jünglinge und Jungfrauen losstürmen, als wir Franzosen. Und das nennen Sie einen Genuß? Ja, ein Genuß, der in der Hölle gewürzt wird! Denn der Leser eines Buches wird unwillkührlich in die Lage versetzt, in der sich der Held oder die Heldin der Geschichte befindet, und erforschen Sie das Herz eines jungen Mädchens, nachdem ihm die Schicksale edler Menschen, ob wahr oder erdichtet, mitgetheilt worden sind; fragen Sie nach den Empfindungen dieses Mädchens, nachdem es vom siegreichen Kampfe der Tugend über das Laster gelesen hat — und Sie werden finden, daß die edelsten Gefühle in seinem Herzen zurückblieben, daß die Leserin mit kindlichem Gemüthe nach Oben schaut und den festen Entschluß faßt, diese schöne Tugend in sich selbst aufzunehmen, und gleich zu werden den Tugendhaften, welche die Geschichte ihren Sinnen vorgeführt hat. — Eine andere Wirkung bringt im entgegengesetzten Falle das Lesen einer der entgegengesetzten Geschichten, wie sie heute an der Tagesordnung sind, hervor: das Herz und

die Sinne werden entflammt für unlautere Gedanken, das kindlich-fromme Gemüth der Unschuld wird aufgeregt, es läßt sich hinreißen zu unerreichbaren Wünschen und Begierden, wird unzufrieden mit sich selbst und seinem Gotte, hängt seinem selbst geschaffenen Ideale nach, das in der Wirklichkeit nie zu finden ist, und das bedauernswerthe Mädchen wird das unglücklichste Geschöpf unter der Sonne."

„Solche Begriffe, Frau von Laclaire! habe ich von unsrer heutigen französischen Literatur, und Sie werden es daher meiner mütterlichen Sorgfalt zu Gut halten, wenn ich Sie bitte, im Beisein meiner Lucie nie mehr dieses Thema zu berühren."

Frau von Laclaire sah ihre Freundin mitleidig lächelnd an, als wollte sie sagen: „o wie bist du Unwissende zu bedauern!"

Das war die Beschäftigung der Frau von Laclaire wenn sie von ihren Nachbarinnen besucht wurde, und blieb es auch im nächstfolgenden Jahre, wo sich beide Familien wieder auf ihren Gütern einfanden. Anders aber traf diese Dame unsere Freundinnen auf ihrem Gute Champfort: da saß Lucie zu den Füßen ihrer Mutter, die den Katechismus in der Hand hatte und die kleine Schülerin ihre Aufgabe überhörte, oder die Mutter erzählte ihr von dem Leben und den Thaten edler, längst verblichener Menschen, oder suchte durch Beispiele aus dem Leben der Heiligen das Herz ihrer

Tochter zu veredeln und empfänglich zu machen für alles Gute und Erhabene; zuweilen auch saß Lucie am Klavier und ließ sich von der Mutter die zarten Fingerchen auf dem Instrumente leiten; ein andersmal drehte das liebe Mädchen das Spinnrädchen, oder war mit einer Stickerei beschäftigt, woran sie unter der Aufsicht der stets sorgenden Mutter mit größter Aufmerksamkeit arbeitete, und eines Tages traf Frau von Laclaire die Edelfrau und ihre Tochter sogar damit beschäftigt, einige Speisen zuzubereiten.

Diese letztere Beschäftigung empörte Frau von Laclaire so sehr, daß sie ihre Mißbilligung laut aussprach und die Bemerkung machte, daß eine solche Arbeit des Adels unwerth sei.

„Wie?“ sagte Frau von Beaumont, „des Adels unwerth? Diese Behauptung hätte ich Ihrem Geiste nicht zugetraut, denn diese Beschäftigung dient mir zur Erholung für die Mühseligkeiten, welche die alltägliche Langweile verschafft. Aehnlicher Ausdrücke“ fügte sie lächelnd hinzu, „bedienten Sie sich im vorigen Jahre, um Ihre Lesesucht zu den neuesten Romanen zu entschuldigen. Aber noch mehr als dieses; sie gewöhnt meine Lucie an Thätigkeit und lehrt sie die Kunst, eine tüchtige Hausfrau zu werden. Denn nach meinen Grundsätzen wäre sie dann des Adels unwerth, wenn sie ihren Tisch nicht ein-

mal selbst zu bestellen im Stande wäre, und so unter der schlichtesten Bürgersfrau stünde."

Frau von Laclaire wollte etwas erwiedern, als der Diener der Frau von Beaumont eintrat und dieser meldete, daß der Knabe, den sie voriges Jahr in ihren Wagen zu sich genommen, vor der Thüre sei und eingelassen zu werden wünsche.

„Ach, der arme Michel!" rief Lucie freudig und mit den Händen klatschend, „jetzt werden wir doch erfahren, wie es um die Gesundheit seiner Großmutter stehe!"

„Laß ihn herein kommen, Johann!" sagte Frau von Beaumont. Der Bediente öffnete die Thüre, und Michel trat ein. Er hatte ein Körbchen in der Hand und wollte sich ohne Scheu der Edelfrau nahen, blieb aber auf halbem Wege bestürzt stehen, als er die fremde, stolze Dame sah, die ihn mit ihren streng gebietenden Blicken so verblüfft hatte, daß er kein Wort hervorbringen und keinen Schritt vorwärts gehen konnte.

Lucie lief ihm entgegen, nahm ihn bei der Hand und führte ihn mit sanfter Gewalt zu ihrer Mutter, konnte aber ihre Neugierde nach dem Befinden seiner Großmutter nicht bezähmen und fragte ihn einigemal, ob sie noch am Leben sei.

Frau von Beaumont, welche die Verlegenheit des, sonst nichts minder als schüchternen, Bauernburschen bemerkte, flößte ihm Muth ein, sagte, daß

er sich nichts zu fürchten habe und erkundigte sich theilnehmend nach dem Befinden der alten Frau.

Als Michel die edle Frau so liebevoll sprechen hörte, gewann er seinen alten Muth wieder, näherte sich seiner Gönnerin und sagte:

„Viele Grüße von der Großmutter! Ich soll Ihr sagen, daß Sie dieselbe sehr beglückt habe. Sie wollte mir's anfangs gar nicht glauben, daß Sie mir das Geld alles geschenkt habe, und fürchtete, ich möchte es auf unrechtliche Weise bekommen haben. Als ich ihr aber das kleine braune Fäßchen überreichte und alles genau erzählte, und sagte, daß eine schöne geputzte Madame und ihr kleines Mädel, das ihr Töchterlein ist, mich in ihren runden Wagen genommen hätten, in dem man noch schneller und besser fahre, als auf dem Heuwagen unsres Bürgermeisters; als ich ihr haarklein erzählte, was Sie alles mit mir gesprochen hat und wie bei meiner Erzählung von der Großmutter und dem geizigen Apotheker, den sie in unserm Dorfe nur den Neunundneunziger heißen, die Äuglein des jungen Mädels übergelaufen wären — da weinte die Großmutter vor Freude, und dankte und lobte Gott und betete auf ihrem Krankenbette mehrere Vater Unser für die brave Madame und das kleine Töchterlein, und sagte, daß Euch Gott gewiß diese Wohlthat tausendfach vergelten werde. Ihre Freude war so groß, daß sie von Tag zu Tag gesunder

wurde, und als sie wieder gut auf den Beinen war, ging sie im ganzen Dorf herum und erzählte es allen Leuten, daß ihr Michel in einer Kutsche gefahren sei — so hat sie nämlich Ihren Wagen geheißen — und die brave Madame und das kleine Engelein sie so glücklich gemacht hätten. Denn das wohlriechende Wasser hat sie mehr gestärkt, als die bittere Arznei des Neunundneunziger es nie vermocht hätte."

„Der Bursche wird langweilig!" sagte Frau von Laclaire verdrießlich. „So geht es aber, wenn man sich mit solch gemeinem Volke abgibt."

Michel war verdutzt. Er stockte, und gaffte die Sprechende mit weit aufgesperrtem Munde an.

Frau von Beaumont hatte viele Mühe, bis es ihr gelingen wollte, seine Vertraulichkeit wieder hervorzurufen und ihn zu bestimmen, weiter zu sprechen und zu erklären, was er in seinem Körbchen habe. Er faßte endlich einen Entschluß, machte eine kleine Bewegung, um den Blicken der bösen Frau, wie er sich sie dachte, nicht zu begegnen, und seinen Muth nicht der Gefahr auszusetzen, durch das hochstolze Benehmen dieser Frau aller Kraft beraubt zu werden.

„Die Großmutter", fuhr er, gegen Frau von Beaumont und Lucie gewendet, fort, hat das Geld gut angewendet; denn da sie es nicht mehr für Medizin ausgeben mußte, so kaufte sie ein Viertel Land

dafür, das auf dem Röder gelegen ist, und wir pflanzten es mit Kartoffeln an. Der Segen Gottes ruhte darauf, und wir haben zum Herbst eine so gute Ernte gehabt, daß wir für das ganze Jahr mit unsrer Nahrung versehen sind. Zudem haben wir auch noch nie solch prächtige Kartoffeln gebaut, denn es sind lauter Dotter, welche, wie Sie wissen wird, die allerbeste Sorte ist. Da hat denn die Großmutter gesagt: „Michel! mach' dich auf, nimm dieses Körbchen voll Dotter-Kartoffeln, gehe über den Rhein und bringe sie der guten Madame. Sei fein artig und sage ihr, ich wisse wohl, daß sie sich mit ihrem Gelde mehr Kartoffeln kaufen könne, als unser ganzes Stück trägt; es sei mir aber auch nicht unbekannt, wie selten die Herrschaften in der Stadt etwas Gutes kriegen, und daß sie den Bauern abkaufen müssen, was diese nicht mehr wollen. Bring' ihr daher diese Dotter, und sage ihr, daß es von der Frucht sei, die sie gepflanzet habe, und es daher auch billig sei, daß sie etwas Weniges von der Ernte genieße. — Ich sage dir aber nochmals, sei fein artig, zieh' dein Käppchen schon haußen auf der Gasse ab, mach' einen tiefen Knix, wenn du in die Stube kommst, mach' mir aber keine dummen Streiche! So hatte die Großmutter gesagt. Nun sei Sie so gut, und nehm' Sie diese Dotter! Ich wünsche, daß sie ihr und dem kleinen Töchterlein recht gut bekommen mögen."

Michel öffnete das Körbchen und zeigte der Edelfrau und ihrer Tochter die goldgelben, sogenannten Dotter. Es war beinahe eine von diesen Früchten so groß wie die andre, und alle waren so rein geputzt, daß es eine Freude war, sie anzusehen.

Frau von Beaumont war wahrhaft gerührt von der aufrichtigen Dankbarkeit dieser unverdorbenen Landleute, und in Luciens Augen glänzten Thränen. Die edle Frau nahm dieses Geschenk mit großer Herzlichkeit an, beschenkte Michel reichlich und gab ihm viele Grüße an seine Großmutter mit.

Als Michel weggegangen war, erhob sich Frau von Laclaire von ihrem Sitze, machte eine steife, stille Verbeugung, und entfernte sich von unseren Freundinnen, ohne sie je wieder mit ihrem Besuche zu beehren.

Drittes Kapitel.

Der Pfarrer zu St. Rochus in Paris.

Es waren unterdessen mehrere Jahre verflossen, ohne daß das Gut Champfort wieder von Frau von Beaumont besucht wurde; denn diese glaubte sich verpflichtet, ihr Vergnügen während der Sommermonate der Erziehung ihrer Tochter aufzuopfern, und Luciens Fortschritte in der Lehranstalt, in wel-

cher sie sich in Paris befand, wären durch die lange Entfernung zu sehr gehemmt worden. Mutter und Tochter verzichteten daher auf das Vergnügen der ländlichen Unterhaltung, um ja nicht zu versäumen, was Luciens Fortbildung erheischte.

Die brave, lernbegierige Schülerin war die Zierde der ganzen Erziehungsanstalt, und machte ihren Lehrerinnen, noch mehr aber ihrer Mutter, große Freude. Frau von Beaumont fühlte sich sehr beglückt, als sie den in Luciens Herz frühzeitig gelegten Keim so gut gedeihen sah, und dankte Gott, daß er seinen Segen dazu verliehen hatte.

Luciens Geist entfaltete sich von Tag zu Tag immer mehr, und tagtäglich wurde sie mehr gestärkt in dem Vorsatze, die Lehren des Heilands tiefer in ihr Herz und Gemüth zu pflanzen. Sie war in der That eine musterhaft religiös-gebildete Christin zu nennen; denn alles, was sie that, geschah aus innigster Ueberzeugung, daß es Gott wohlgefällig sei, und alle Grundsätze der katholischen Kirche hatten für sie ihre wichtige Bestimmung. Ja sogar angenommene Gebräuche, die nicht gerade als Kirchengesetze eingeführt sind, aber doch dazu beitragen, das Gemüth zu Gott zu erheben, hatten für sie großen Werth. — Zu diesen Letzteren gehörte vorzüglich das sogenannte Bescheeren in der Christnacht. Da war seit einigen Jahren während dieses, für jeden Christen so hochwich-

tigen Abends, ihr Haus der Tummelplatz von mehreren Kindern aus ihrer Nachbarschaft, und schon einige Tage vorher bestand ihre alleinige Beschäftigung darin, einzukaufen, anzuordnen und das Christbäumchen zu putzen. Aber am heiligen Abend selbst, nachdem die Kleinen lange genug in einem anstoßenden Zimmer hatten warten müssen, und sie dann plötzlich die Thüre öffnete und rief: „Jetzt Alle herein!“ da war sie reichlich für die gehabte Anstrengung entschädigt, und froh wie ein Kind, ward sie selbst kindisch mit den Kleinen, ergötzte sich über ihre Verwunderung und war glücklich in der Mitte ihrer Lieblinge.

Eines Tages, es war am zweiten Weihnachtstage, waren mehrere Freundinnen bei Frau von Beaumont und Lucie auf Besuch. Es war den Bekannten unserer Lucie immer ein Fest, wenn sie ihre kleine Predigerin, wie sie dieselbe nannten, bei irgend einem Gesellschaftsspiele, wo die Verlierende eine milde Strafe zu erstehen hatte, verurtheilen konnten; denn so oft sie in eine ähnliche Strafe verfiel, wurde einstimmig beschlossen, daß sie über ein, von der Gesellschaft ihr bestimmtes, Thema aus dem Stegreif etwas vortragen müsse. Und so kam es denn auch heute; Lucie verfiel in eine Strafe, wurde vor das weibliche Tribunal gestellt, und auf den Vorschlag einer dieser Richterinnen einstimmig dazu verurtheilt, einen Vortrag

über ihren Lieblingsgegenstand, „die Bescheerung am Christabend“, zu halten.

Kaum war das Urtheil gefällt, als Lucie auf folgende Weise begann:

„Kalt und dunkel ist es rings um uns her, und die Fensterscheiben sind mit Eis bedeckt. Das Tageslicht ist schweigend von hinnen gewichen, und Nacht bedeckt die ganze Erde. Die Natur schläft; aber dieser Schlaf gleicht dem Tode, er ist kalt und unheimlich, wie dieser, und würde des Menschen Herz verfinstern, wenn nicht zu gleicher Zeit ein anderes Licht aufginge, ein warmer Schooß sich ihm öffnete und es mit seinem Leben belebte. Ihr kennt dies sehr gut, meine Lieben! und wenn in der Natur alles verstummt, sich verfinstert und hinstirbt, so beginnen in allen Häusern alle Herzen und Hände sich zu rühren, um ein Fest zu bereiten. Ihr wißt davon, ihr sinnreichen Töchter des Hauses, die ihr unter Nachtwachen und Scherzen bei langdochtigen Lichtern eure Finger und Augen anstrengt, um den Vater zu ergötzen und der Mutter eine Freude zu machen. Ihr wißt davon, ihr Söhne des Hauses, die ihr euch die Nägel zerkaut, um zu ersinnen, was in aller Welt ihr auswählen sollt und ob ihr auch den Geschmack euerer Angehörigen treffen werdet. Du weißt es, fröhliches, kleines Kind, das keine Sorge hat, als die weniger ernste, das liebe Christkindlein möchte fehlgehen und

sich nicht in deinem Hause einfinden. Ihr wißt davon, ihr Väter und Mütter, mit leeren Taschen und freudevollen Herzen. Ihr Tanten, Onkels und Cousinen, ihr wißt es wohl, und kennt diese Zeit der geheimnißvollen Gesichter, des verrätherischen Gelächters und der fröhlichen Sorgen. Ihr Alle kennt dieses Fest, und Aller Herzen schlagen vor Freude und Hochgenuß.

„Ganz anders steht es um diese Zeit mit den Elementen! die Kälte hat auf der Flur alles getödtet; starr und öde liegt alles, einem Leichname ähnlich, da und harret unter der Grabesdecke des Schnees einer baldigen Auferstehung. Doch mit einem Male strahlen Lichter aus allen Wohnungen und wetteifern mit den Sternen des Himmels. Die Kirche öffnet ihren Schooß voll Klarheit und Lobgesang, die Kinder erheben ihre Stimmen mit dem Freudenruf: „„Es ist Weihnachten! Es ist Weihnachten!““ und die ganze Erde sendet ihr Halleluja himmelan.

„Und warum diese Lichter, diese Freuden, diese Lobgesänge? „Ein Kind ist uns geboren!“ Ein Kind? „Ja, ein Kind, in nächtlicher Stunde, in niedriger Krippe ist es geboren worden und Engel haben dazu gesungen: „Friede auf Erden!“ Dieß ist das Fest, das gefeiert wird; und wohl mögt ihr, ihr kleinen, geliebten Kinder, euer Freudengeschrei ertönen lassen. Begrüßet, wenn auch

unbewußt, die Stunde, da euch dieser Freund, dieser Bruder geboren worden, der euch durch das Erdenleben führen und selbst im Tode vor euren Blicken Licht machen wird, der allen eueren schönen Kindheitsträumen dereinst Wirklichkeit verleihen, der euch Armuth, Dunkelheit und Sorgen verklären und die tiefsten Fragen des Lebens lösen helfen wird. Jubelt, ihr glücklichen Kleinen, die er gesegnet hat! Jubelt und folget ihm nach! Er ist gekommen, um euch und uns Alle zu Gott zu führen.

„Es gibt Gedanken, unerschöpfliche, liebliche, wunderbare, entzückende Gedanken, in welche zu versinken man nicht müde wird. In diesen badet sich die kranke, leidende Seele und findet Genesung, während die gesunde ein erhöhtes Leben darin findet. Von dieser Art sind die Gedanken über dieses Kind, diese Armuth, diese Niedrigkeit und diese Herrlichkeit.

„Schön und weise ist die Einrichtung, daß das Leben der Kirche sich am reichsten in der Zeit entwickelt, wo die Natur todt ist! Habe Dank auch für diese Sorge, gütiger Vater!“

So weit Luciens Vortrag. Die Zuhörerinnen dankten ihr mit aufrichtigem Herzen und versicherten sie, daß, wenn sie sich auf diese Schilderung vorbereitet hätte, sie dieselbe auch nicht besser hätte vortragen können.

Wir können aus dieser Mittheilung die religiösen Grundsätze der frommen Lucie genügend erkennen, und sie bewährte immer in der That, was sie mit dem Munde vertheidigte. — Diese gründlichen und wahren Begriffe von Gott und seinem Erlösungswerke hatte sie ihrem Seelsorger, dem Pfarrer zu St. Rochus, in welche Pfarrei sie gehörte, zu verdanken. Dieser würdige Priester war auch ganz dazu geeignet, solche Grundsätze einzuprägen und zu befestigen. Er war der Liebling seiner Pfarrkinder. Der Eine pries seine richtigen Ansichten und seine Wirksamkeit für das Beste Aller, der Andere seine herrlichen Predigten, der Dritte seine Sorge für die Greise und seine Bemühungen für die Erziehung der Kinder, der Vierte seine Gelehrsamkeit und Bereitwilligkeit sie mitzutheilen, der Fünfte sein angenehmes Wesen und sein vortreffliches Herz. Es hieß von ihm überall, man habe nie einen so guten Menschen gesehen.

Die natürliche Folge davon war, daß man auch noch nie Jemand gesehen hatte, der mehr geliebt und verehrt worden wäre. Alle — Hohe und Niedrige, Reiche und Arme, wandten sich an ihn um Rath und Trost. Und er hatte für Alle Bescheid und Liebe. Nie wies er Jemand zurück, nie drückte er einen Fehlenden nieder, nie erstickte er eine keimende Anlage. Seine reiche Seele ver-

mochte Alles aufzurichten, zu beleben, zu umfassen. Er riß die Leute unwillkührlich hin, denn sein Blick war klar und frei, sein Wandel unsträflich, sein Wille stark und sein Herz das eines Engels.

Seine ungewöhnlich einnehmende Persönlichkeit, das unbeschreiblich Milde und Wohlthuende seines Blicks, die Bestimmtheit, Klarheit und Frische in seinem Wort und Wesen, Alles dieß trug dazu bei, seinen Einfluß zu vermehren. Seine Ueberlegenheit würde schon die größte Hochachtung eingeflößt haben, wenn auch nicht seine Güte Aller Herzen gewonnen hätte. Und doch wurde er gefürchtet! aber gefürchtet, wie es ein Mann Gottes sein soll. Man scheute und fürchtete einen strengen Blick, ein strafendes Wort von ihm, wie ein Unglück.

Habt ihr, Jünglinge und Jungfrauen, in eurem Leben Jemand getroffen, in dessen Anwesenheit ein unnennbares Wohlbehagen sich eurer Seele bemächtigte und ein beseligendes Gefühl von Sicherheit und Behaglichkeit durch euer Wesen strömte; der machte, daß ihr euch gut, zufrieden mit Gott, mit dem Leben und mit eueren Mitmenschen fühltet; ein Wesen, zu welchem ihr unwillkührlich auf liebliche Art hingezogen wurdet, wie die Blume zum Lichte, wie der Mensch zu einer starken und doch milden Engelsnatur — dann habt ihr erfahren, welches Gefühl der Pfarrer zu St. Rochus den meisten Menschen einflößte.

Es ging gleichsam ein wohlthuender Sonnenschein von seinem wohlwollenden Herzen aus. Seine Seele theilte den Abglanz ihrer Herrlichkeit ihren Schwestern mit, und sein edles Herz schlug laut, so oft er die Leiden seines Mitbruders um Einiges gemildert wußte.

Ein solcher Lehrer hatte nun über Luciens geistige Bildung zu wachen! Was Wunder also, wenn in ihrem Herzen gleiche Gefühle erweckt wurden? Der für das Wohl der Menschheit lebende Priester war bei Luciens Erziehung absichtlich darauf bedacht gewesen, das heilige Gefühl der Nächstenliebe recht tiefe Wurzel in dem Herzen der reichen Erbin fassen zu lassen, und da es Grundsatz bei diesem seltnen Menschenkenner war, jedes Gebot oder Verbot mit Beispielen zu begleiten, indem er wußte, daß es dadurch einen nie zu verwischenden Eindruck machen würde — so reihete er dem Gebote: „Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst!“ die schöne Legende vom heiligen Rochus, dem Schutzpatron seiner Kirche, an, welche wir, da sie unsern jungen Freunden noch unbekannt sein wird, hier wiedergeben:

„Der heilige Rochus wurde in Montpellier geboren und zeichnete sich früh durch Gottesfurcht, reine Sitten und fleißiges Studium aus. Nach dem Tode seiner Eltern schenkte er sein bedeutendes Vermögen einem armen Verwandten, nahm den

Wanderstab in die Hand und begab sich nach Florenz, wo die Pest wüthete. Hier verrichtete er Wunder und machte durch Gebet und Händeauflegung Viele gesund. Endlich wurde er selbst von der Seuche ergriffen und litt so grausame Schmerzen, daß er sich nicht enthalten konnte, laut zu schreien. Als er aber merkte, daß er dadurch die Kranken im Hospital störte, schlich er sich unbemerkt hinaus und setzte sich vor das Thor. Die Vorübergehenden hielten ihn für wahnsinnig und er wurde aus der Stadt getrieben. Ermattet und elend fiel er unter einem Buchsbaum zusammen. Hier sprang eine Quelle aus der Erde, an der er seinen Durst löschte. Auf einem Landgute nicht weit davon bemerkten eines Tages die Leute im Hause, daß der Hofhund mit einem Stück Brod fortsprang. Bestraft wegen seines Diebstahls, beging er ihn gleichwohl in den folgenden Tagen wieder. Man fand die Sache auffallend und setzte den Gutsbesitzer davon in Kenntniß. Dieser beschloß, sie zu untersuchen und verfolgte eines Tages mit mehreren Leuten die Spur des Hundes. So kamen sie an den Baum, unter welchem Rochus lag. Als dieser sie kommen sah, rief er ihnen laut zu, sie sollen fern von ihm bleiben, denn er habe die Pest und werde sie sicherlich anstecken. Der Gutsherr, Gianozzo mit Namen, ließ sich hievon nicht abschrecken. Er ließ Rochus in sein Haus tragen und verpflegte

ihn, bis er vollkommen wieder hergestellt war. Hierauf begaben sich Beide nach Florenz, wo Rochus nach wie vor die Kranken heilte. Dort weihte er auch Gianozzo in die Strenge des Eremitenlebens ein.

„Nach vieljähriger Entsagung und Übung der Barmherzigkeit wandelte ihn die Sehnsucht an, seinen Geburtsort wieder zu sehen. Er kehrte dahin zurück, während Krieg im Lande war. Man hielt ihn für einen Spion; er wurde festgenommen und in ein hartes Gefängniß geworfen. Aber Rochus pries Gott für sein Leiden und blieb ruhig und freudig in Ihm. Nachdem er fünf Jahre in einem finstern, abscheulichen, unterirdischen Loch zugebracht, fühlte er, daß sein Tod nahte, und verlangte mit einem Priester sprechen zu dürfen. Als dieser in sein Gefängniß trat, sah er es von einem hellen Schein erleuchtet und über Rochus Gesicht lag ein göttlicher Glanz, der den Priester so bestürzt machte, daß er sogleich zur Erde fiel. Sodann eilte er fort, um dem Regenten von dem heiligen Manne zu berichten, den er so grausam mißhandelte. Bald verbreitete sich das Gerücht unter dem Volke, und eine zahllose Menschenmenge strömte nach dem Thurme, wo Rochus lag. Aber er hatte bereits seinen Geist aufgegeben."

„Was an dieser Erzählung am meisten belehrend für uns sein muß, ist das Benehmen des

heiligen Mannes während seiner Krankheit. Er verließ sein Lager, die Bequemlichkeiten, die Pflege, die er genoß, und ging aus dem Hause, um Andere nicht durch sein Leiden zu stören. Allein und von vielfachen Schmerzen heimgesucht, suchte er dennoch diejenigen, die ihm zu Hülfe kommen wollten, von sich zurückzuhalten, weil er fürchtete, ihnen zu schaden."

Auf Lucie machten ähnliche Erzählungen den tiefsten Eindruck, und der Lehrer hatte schon längst die Überzeugung gewonnen, daß seine Saat auf keinen unfruchtbaren Boden gefallen sei; denn er sah seine Sorgfalt und seinen Eifer bei diesem guten Mädchen immer mit dem wärmsten Dank belohnt, und die guten Beispiele fanden in Luciens Herzen einen Sammelplatz, wo die angehäuften Schätze mit Gewissenhaftigkeit aufgenommen und gehütet wurden.

Viertes Kapitel.

Die Überschwemmung.

Der edle Pfarrer zu St. Rochus, dessen vortrefflichen Charakter wir im vorhergehenden Kapitel kennen gelernt haben, sollte bald Gelegenheit finden, das, was er mit so großem Eifer lehrte, auch in der That, und wenn es galt, mit Gefahr seines

eigenen Lebens, in Anwendung zu bringen. Er sollte sein Leben daran setzen, um das seiner Schülerin Lucie zu retten.

Er machte nämlich während der Ferien eine Reise nach Lyon, und da Lucie einige Verwandte daselbst hatte, so erhielt sie von ihrer Mutter die Erlaubuiß, unter der Aufsicht und in Gesellschaft des guten Mannes, die Reise mit ihm zu machen, und so lange daselbst zu verweilen, bis er wieder zurückkehren werde.

Während der Reise sammelte Lucie, in Gesellschaft dieses gelehrten Mannes, viele Erfahrungen; denn sie fuhren durch kein Dorf, in dem der Pfarrer nicht einige historische Merkwürdigkeiten aufzufinden gewußt hätte, und auf welche er die gelehrige Schülerin umständlich aufmerksam machte. Lucie erfuhr dabei eine Anzahl von Begebenheiten, mit denen sie in der Hauptstadt nie vertraut worden wäre.

Beide Reisenden kamen in Lyon an, und die Zeit war ihnen nur zu schnell verstrichen. Der Pfarrer stieg bei einem Freunde ab und begleitete dann Lucie zu ihren Verwandten. Er entfernte sich mit dem Versprechen, sie am andern Morgen frühzeitig abzuholen, um die Stadt und deren Umgebung in Begleitung seiner und ihrer Freunde, in Augenschein zu nehmen.

Das gute Mädchen war seinen Verwandten

höchst willkommen, und Alles war erfreut, daß man sich gegenseitig so wohl getroffen und Lucie auch versicherte, daß sich ihre Mutter ebenfalls wohl befände.

Nach den gewöhnlichen Herzensergießungen, die nach langer Trennung zwischen Freundinnen in der Regel stattfinden, sehnte sich Lucie nach Ruhe; und obwohl es noch frühe war, so war sie doch von der Reise so ermüdet, daß sie den Wunsch aussprach, auf das für sie bestimmte Zimmer gebracht zu werden.

Ermüdet wie sie war, hatte sie auch der Schlaf bald überfallen, dem sie sich willig in die Arme warf. Die Unruhe des Tages und die Erschütterung des Wagens führten aber keinen sanften Schlummer herbei, und schwere Träume bemächtigten sich des armen Mädchens. — Bald kam es ihr vor, als rolle der Wagen mit unsäglicher Schnelligkeit von einem der steilsten Berge hinab; bald sah sie denselben in einen Abgrund stürzen und bald fiel er in einen großen Strom, aus dem mehrere Menschen mit herzzerreißendem Geschrei um Hülfe und Rettung flehten. — Dieser Hülferuf tönte aber lange in ihren Ohren und erschreckte sie so sehr, daß sie darüber erwachte.

Aber leider war dieses kein Traum gewesen; denn ein verworrenes Geschrei von Menschenstimmen, voll Jammer und Entsetzen, ein Brausen,

ein heftiges Krachen drang jetzt zu Luciens Ohr und gab ihr die schreckliche Gewißheit, daß sie nicht mehr träume. Es war tief in der Nacht; Lucie fühlte die Erde beben! Ein dumpfes schreckliches Donnern erfüllte die Luft, und der Sturm pfiff furchtbar dazwischen. Nein, es war keine Einbildung, kein Traum — denn eine kalte, bittere Welle schlug wirklich über Luciens Lippen. Erschreckt richtete sie sich auf und griff um sich her. Wogen kreisten um ihr Bett und hoben es in die Höhe. Jetzt schien der Mond durch Sturmwolken herein; er beschien ein Meer draußen, das durch die zertrümmerten Fenster seine heftigen Wogen immer höher und höher ins Zimmer wehte. Das Haus schien Einsturz zu drohen; Noth und Verzweiflungsschrei hörte man von mehreren Seiten.

Lucie erinnerte sich, von Ueberschwemmungen gehört zu haben, welche hie und da diese Stadt schon heimgesucht hatten, und begriff ihre Gefahr. Sie suchte sich zu fassen, um beurtheilen zu können, was sie zu thun habe, erhob sich in ihrem Bette, und indem sie sich an der Wand gegen den Wogenschwall aufrecht erhielt, gelangte sie mit Mühe an die Thüre. Diese aber war von Außen verschlossen und sie konnte sie nicht öffnen. Sie rief um Hülfe, aber beinahe ohne Hoffnung, in der allgemeinen Verwirrung gehört zu werden. Sie steuerte jetzt auf das Fenster zu und sah von da überall Zer-

störung in ihrer ganzen Schrecklichkeit. Finster, gewaltsam und stürmisch bedeckte die Fluth Alles; Bäume wurden umgerissen, Trümmer von Häusern trieben auf den Wogen umher, schwimmende Thiere hoben heulend die Köpfe empor und schienen um Hülfe zu rufen. Des Mondes stiller Strahl lag zuweilen über der Gegend, zeigte aber keine Retter; die Fluth schien Alle überrascht zu haben, wie sie Lucie überrascht hatte. Als ihre Hülferufe bloß von andern Nothrufen beantwortet wurden, als die Wogen immer höher und höher stiegen, da fühlte sie, daß es sich jetzt ums Sterben handle, und mit schauerlicher Deutlichkeit ging ein Vorgeschmack von ihrer letzten Stunde durch ihre Seele. Sie fühlte, wie die Fluth bald über ihre Lippen steigen und ihr Geschrei und ihre Bitten ersticken würde; wie sie die Thränen aus ihren Augen trinken und diese zwingen würde, sich für immer zu schließen. Und keine Hand sollte in dieser Stunde die ihrige drücken, kein Blick ihrer geliebten Mutter ihr Trost und Kraft gewähren! — Lucie weinte, und die heißen Thränen verschwanden in den Wellen. Sie betete aus vollem Herzen zu Gott dem Allgütigen und empfahl ihm ihr Schicksal. — Um ihr Leben so lange als möglich zu sichern, stieg sie auf das Gesimse hinauf; sie schlang ihre Arme um das Fensterkreuz und verblieb ruhig in dieser Stellung, während der Wind und die Wellen in ihren Haaren

wühlten. Lucie dachte fortwährend an ihre Mutter, und ein unaussprechliches Gefühl von Liebe und Wehmuth bemächtigte sich ihrer; es verlangte sie, ihre Hand noch einmal zu küssen und ihren Segen zu erlangen, bevor sie sterbe. Sie dachte an ihren Seelsorger; sie fühlte, wie bitter es wäre, wenn sie ihn hienieden nicht mehr sehen sollte und das himmlische Gesicht gegen die stürmischen Wolken gewendet, betete sie um Erbarmen für sich selbst.

Höher und höher schlugen die Wogen, die Fluth stieg mit fürchterlicher Schnelligkeit; Luciens herabgefallenes, reiches, helles Haar ward von den Wellen gebadet; sie schlugen kalt und mordend über ihre Brust zusammen. „Er kommt, er kommt, der bittere Tod!“ dachte das bebende Opfer. „O meine Mutter! meine Mutter!“ setzte sie jammernd hinzu. Und mit einem Ruf der Sehnsucht und des Schmerzes streckte sie ihre Arme aus, wie zum Abschied von ihr, die noch im Tode ihre ganze Liebe besaß.

Ein dunkler Punkt bewegte sich auf den Wellen, schien aber nicht von ihnen getrieben zu werden, sondern sie vielmehr zu beherrschen. Lucie sah ihn bebend vor Hoffnung. Er sank, er stieg mit den Wogen, kam aber immer wieder zum Vorschein, und immer näher und näher. Durch das verworrene Brausen einstürzender Häuser, rasender Stimmen und wilder Wellen glaubte sie den ruhigen,

taktmäßigen Schlag von Rudern zu vernehmen, und plötzlich nahte dumpf, aber sicher, der Hall ihres Namens ihrem Ohre. Bald wurde er deutlicher; „Lucie! Fräulein von Beaumont!“ rief durch Sturm und Nacht eine wohlbekannte und geliebte Stimme. Wieder schien der Mond über die wilde, nächtliche Scene. Hoch aus den Wellen stieg ein Boot hervor und theilte die schäumenden Wogen. Jetzt gelangte es ans Fenster. Der Pfarrer von St. Rochus streckte seine Arme aus, und im nächsten Augenblick lag die Gerettete auf einer weichen Decke im Boot. Der edle, betagte Geistliche arbeitete wie ein kräftiger Jüngling mit dem Ruder.

Nach einigen Augenblicken hielt er mit seinem Nachen an einem Hause, denn verzweifelte Stimmen riefen von Oben herab: „Rettet uns, rettet uns!“ — „Rettet, rettet!“ rief auch Lucie, aber ebenso bewußtlos und ohne aufzusehen — sie sah nur ihren Retter. „Fort mit uns!“ rief dieser, „das Haus stürzt ein!“ Das Dachwerk gab nach, ein Stein löste sich vom Dache, fiel ins Boot herab und zerschmetterte des Priesters linke Schulter. — Doch mit verzweifelten, verdoppelten Anstrengungen gegen die herantreibenden Wogen, arbeitete er mit dem rechten Arm, und es gelang dem kühnen Ruderer endlich, das Boot von dem stürzenden Hause abzustoßen. Aber vergebens schien er gegen den Untergang zu kämpfen, und der Tod schwebte über

Beiden. „Wir sind verloren!“ rief er dumpf; Lucie sah auf. Ein vom Falle des Daches geschleuderter Balken schoß über sie dahin und drohte ihr Fahrzeug unter seiner Last zu begraben. Der Pfarrer erhob seinen noch gesunden Arm und bot dem blinden Mörder seine Brust. Er schlug gegen ihn an, wurde aber von seiner verzweifelten Kraft nach der Seite des Bootes geschleudert. Heftig stürzte er hinab, die Welle schlug hoch empor und über das Boot herein, das voll war von Blut, von Angst und Besorgniß.

Und die Wogen rollten, und der Sturm heulte, der Regen strömte herab, und durch das Getöse und die Zerstörung machte sich Menschenschmerz laut. Durchdringendes Geschrei von Liebe und Verzweiflung durchschnitt die Luft, wie scharfe Schwerter das Herz. Die Worte: „Meine Frau! meine Kinder! Mutter! Bruder!“ wurden im Sturme hin und her geworfen. Aus halb überschwemmten Hütten hörte man angstvolle Bitten um Rettung. Die Mütter streckten ihre schreienden Kinder zum Fenster hinaus. Aber der größte Theil jammerte vergebens. Der Nachen unserer Freunde schoß sicher, aber still wie der Tod, dahin. Mit großen Tropfen des Angstschweißes auf seiner todesblassen Stirne saß der Ruderer still und bewegte seine Ruder mit dem einen, noch kräftigem Arm, während er seinen Schmerz mit den Zähnen verbiß. — Wenn irgend

ein Hinderniß das Boot aufhielt, so sah man ihn bis an den Hals im Wasser watend arbeiten, um es frei zu machen. Im nächsten Augenblick ruderte er wieder aus allen Kräften, und sah sich immer näher und näher den Anhöhen. Dort schimmerten Lichter, dort wurden Stimmen gehört, dort wurden Thränen geweint, dort wurden Gebete gestammelt. Dort landete er endlich mit der, dem Tode abgerungenen Beute.

Fünftes Kapitel.

Die Flucht.

Mutter und Tochter befanden sich wieder in Paris, und der würdige Seelsorger war bereits von seiner schweren Wunde wieder genesen, als die schrecklichste Zeit für das schöne Frankreich heranahete und alle Gemüther in Bewegung setzte. Durch den Umsturz des alten Königsthrons wurde eine Menge adeliger Familien in das tiefste Elend versetzt und die Geistlichkeit der Willkühr zügelloser Gotteslästerer überantwortet. Die Worte „Freiheit und Gleichheit“, welche von einigen Unzufriedenen ersonnen worden waren, wurden vom Pöbel nachgebrüllt, und dieser wollte frei sein von allen Gesetzen, um seine Laster unbestraft verüben

zu können — und gleich den Höhergestellten; um aber dazu zu gelangen, mußte er rauben und plündern. Das Eigenthum der Vornehmeren war nicht mehr gesichert vor den lüsternen Blicken des habsüchtigen Bösewichts; der Adel wurde verbannt oder hingerichtet, und die Tempel des Herrn ihres Schmuckes beraubt und entheiligt. Mit muthwillig-frecher Hand vergriffen sich die Ruchlosen am Allerheiligsten, raubten Kelche und Monstranze, bemächtigten sich der Klostergüter und schickten sämmtliche Geistlichkeit, die ihre Frevel mißbilligte, auf das Blutgerüste. Keiner war gesichert, ob er den morgenden Tag erleben werde, und mit Todesangst legte man sich nieder, ungewiß, ob die Häscher nicht während der Nacht in die Häuser dringen werden, um die Unschuld auf das Schaffot zu schleppen.

Auch Frau von Beaumont und ihre Tochter, so wie der würdige Pfarrer zu St. Rochus, hatten ein ähnliches Schicksal zu befürchten, und verließen daher die Hauptstadt, um sich auf das Gut Champfort zu flüchten, wo sie sich wenigstens für den Augenblick sicher glaubten.

Aber noch nicht lange waren sie daselbst, als sie der, über ganz Frankreich hereingebrochene, Sturm auch dort einzuholen drohte, denn kein Adeliger war mehr vor der Habsucht der Elenden sicher, kein Geistlicher fand mehr Schutz im Tempel des Herrn. Frau von Beaumont packte daher ihre kost-

barsten Habseligkeiten zusammen, um nach deutschem Gebiete, jenseits des Rheins, zu flüchten. Der Pfarrer aber bestand darauf, sie nicht zu begleiten. „Denn", sagte er, als ihn Lucie weinend bat, sie jetzt in ihrer großen Bedrängniß nicht zu verlassen, „Sie finden drüben bei unsern deutschen Brüdern auch gute Menschen, denen Sie sich mit Vertrauen anschließen können; ich aber bin von Gott berufen, meinen leidenden Brüdern in meinem unglücklichen Vaterlande beizustehen."

„Aber Ihr eigenes Leben", entgegnete Frau von Beaumont besorgt, „werden Sie dasselbe nicht der größten Gefahr aussetzen? und sind Sie es nicht uns und allen Ihren Freunden schuldig, auf Erhaltung dieses kostbaren Lebens bedacht zu sein?"

„Ich setze mein Leben aus", antwortete der Pfarrer mit Ergebung, „aber liegt das nicht in meinem Berufe? Habe ich es, bei Uebernahme meines schwierigen Amtes, nicht stillschweigend gelobt, diesen irdischen Leib dem Wohle aller Hilfsbedürftigen zu weihen? Sie kennen ja meine Grundsätze, und komme ich auch in Gefahr, dieses Leben hingeben zu müssen, so werde ich doch nicht murren, vielmehr meinen Blick gen Himmel gerichtet, ausrufen:

„Der du durchschaust die Tiefen meines Herzens,
„Nimm meines Willens Opfer gnädig hin;
„Aus Liebe reichst du mir den Kelch des Schmerzens,
„Ich trink ihn aus mit liebevollem Sinn."

„Wie schön, wie stärkend, wie herrlich ist der Anblick des Mannes, der den Giftpfeilen des Lebens eine muthige und geduldige Brust entgegenhält, der ohne Trotz und ohne Schwachheit unerschütterlich seinen Weg weiter geht, der leidet und nicht klagt, dessen liebste Hoffnungen das Schicksal raubt, und der selbst mit Gefahr seines Lebens Freude um sich verbreitet, der nur lebt um glücklich zu machen. Ach, wie schön ist der Anblick dessen, der seine Dornenkrone trägt und sie zur Verklärung trägt!"

„Mein Entschluß steht also fest; ich verlasse Sie, um die ohne geistlichen Beistand Zurückbleibenden zu trösten. — Aber Eins habe ich Ihnen in Ihrer Verbannung noch nachzurufen: Fluchen Sie denen nicht, die Sie in die Flucht getrieben; verzeihen Sie, edle Freundinnen! Streben Sie darnach gänzlich zu vergessen, bewahren Sie das erlittene Unrecht nicht in sich, brüten Sie nicht darüber nach, denn dadurch erwärmten Sie Schlangeneier in Ihrem Busen. Selig sind die Friedfertigen! selig sind die Guten, welche vergessen und verzeihen, ohne dabei zu denken: Ich verzeihe!" —

„Jetzt reisen Sie mit Gott! Ihm stellen Sie Ihr Wohl und Wehe anheim, und Er wird Alles zu Ihrem wahren Besten lenken. Ich glaube nicht, daß wir uns hienieden wieder sehen werden, denn ich gehe einer Bahn entgegen, wo ich auf jedem Schritte meine Verfolger zu treffen befürchten muß.

Nun denn, Gottes Wille geschehe! Wir aber, edle Freundinnen, werden uns doch wieder finden, und zwar dort in der herrlichen Wohnung des ewigen Vaters. Gehen Sie mit Gott, und der Engel des Herrn geleite Sie!"

Der Pfarrer hatte diese Worte kaum ausgesprochen, als die traurige Nachricht einlief, daß Nationalgardisten schon auf dem Gebiete der Frau von Beaumont angekommen seien, um sie, ihre Tochter und den Pfarrer, als verdächtig, der königlichen Parthei zugethan zu sein, zu arretiren. Der Pfarrer rieth seinen Freundinnen zur eiligsten Flucht, alle Habseligkeiten da zu lassen und ihr Leben zu retten. Er schärfte ihnen ein, sich zu beeilen, an den Rhein zu gelangen, und sich, so bald wie möglich, übersetzen zu lassen. Er entfernte sich von ihnen, und beide Damen verließen ihr Gut in größter Eile, indem sie schon von der Ferne die gefürchteten Gäste herankommen sahen.

Sie erreichten glücklich des Rheines Ufer, und wurden ohne Gefahr auf deutsches Gebiet gebracht.

Aber wohin sollten sie sich hier wenden? Sie kannten Niemand und waren auch des Weges unkundig. Zudem hatten sie auch gar keine Gegenstände von Werth bei sich; denn der Schrecken, in den sie die Ankunft der Feinde versetzt hatte, war von solcher Wirkung für sie gewesen, daß sie Alles zurückgelassen hatten, und nur ihr Leben in Sicher=

heit zu bringen bedacht waren. Was nun hier auf fremdem Boden beginnen? — Doch sie verzagten nicht! Die Trösterin aller Leidenden, die beglückende Religion, der feste Glaube an eine allgütige, stets beschützende Vaterhand, ließ ihren Muth nicht sinken, und das göttliche Wort: „Suchet, und ihr werdet finden!" gab ihnen die Zusicherung, daß sie der gute Gott nicht verlassen werde.

Sie sprachen Beide gut deutsch, und da sie auch in allen weiblichen Arbeiten sehr gut unterrichtet waren, so war es ihnen nicht bange, sich von ihrer Hände Arbeit zu ernähren.

Mit dieser Zuversicht gingen sie in gerader Richtung weiter und gelangten endlich in ein schönes und großes Dorf, wo sie beschlossen, einige Zeit zu ruhen, und dann ihren Weg, wenn sie hier keine Beschäftigung finden sollten, wieder fortzusetzen.

Sie gingen in ein Wirthshaus, um sich dort einige Nahrung geben zu lassen; konnten aber kaum Bahn finden durch die große Anzahl geputzter Bauernbursche und Mädchen, welche Ersteren alle Bänder auf den Hüten uud Blumensträuße an der Brust trugen. — Mit Mühe gelangten unsere Freundinnen in das Zimmer zu ebener Erde, während sich die muntere Dorfjugend in den obern Saal, wahrscheinlich zum Tanze, begab. Im untern Wirthszimmer waren mehrere Männer, die ruhig an ih-

ren Tischen hinter den Bierkannen saßen. Frau von Beaumont und ihre Tochter setzten sich an ein kleines Tisch'chen, welches bis jetzt nur von einem alten Manne eingenommen war, dessen gutmüthiges Äußere ihnen sehr zusagte. Sie ließen sich einige weiße Brode geben und genossen sie mit vielem Appetit, staunten aber nicht wenig, als man ihnen, ohne daß sie es verlangt hatten, einen Teller mit Kuchen und Kaffee vorstellte und auf ihr Befremden die Bemerkung machte, daß heute Hochzeit im Hause wäre und alle Gäste unentgeltlich bewirthet würden.

Beide Damen verschmähten diese Kost nicht, und auf ihr Befragen bei dem, zu ihrer Seite sitzenden, alten Manne, wo denn Braut und Bräutigam wären? antwortete dieser: „die sind oben bei der munteren Jugend! das ganze Dorf freut sich über das Glück des braven Burschen. Denn Ihr müßt wissen, daß dieses Wirthshaus dem Bürgermeister gehört hat, und jetzt noch einen schwarzen Bären auf seinem Schild trägt, welches aber heute noch herunter muß, um einem andern Sinnbilde Platz zu machen, das sein Schwiegersohn und mein Neffe, eben der, welcher heute Hochzeit hält, aufhängen wird; denn dem gehört jetzt dieses Gasthaus mit noch sehr vielen Aeckern, Wiesen und Weinbergen. — Ich bin doch begierig, welchen Namen dieser jetzt dem Gasthofe geben wird, denn er

hat sich's von seinem Schwiegervater als Gnade erbeten, das Gasthaus umtaufen zu dürfen, aber noch Niemand weiß es, was er in der Stadt zu diesem Zwecke hat malen lassen."

In demselben Augenblick hörte man einen Tumult im obern Saal, und sogleich vernahm man die Musik auf der Stiege. „Jetzt kommen sie! jetzt kommen sie!" riefen Alle zugleich im Wirthszimmer, und erhoben sich von ihren Plätzen, um den Jubel draußen mit anzusehen.

Als Frau von Beaumont und ihre Tochter allein waren, sprachen sie ihr Bedauern gegenseitig aus, in dies Gasthaus gerathen zu sein, denn ihre Gemüther waren nicht empfänglich für dies geräuschvolle Treiben, und sie hätten es vorgezogen, in einem stillen Hause auf kurze Zeit der Ruhe zu pflegen.

Jetzt kehrte die Gesellschaft wieder zurück und jubelte beifällig lachend und scherzend: „Ein Faß! Ein Faß! Also der Bär ist in ein Faß gekrochen! das war ein vernünftiger Gedanke, und ist die beste Einladung, die ein Wirth an seine Gäste ergehen lassen kann; denn diese können schon an dem Schilde sehen, daß jener noch ein Faß für sie in Bereitschaft habe."

Unser Alter nahm auch seinen vorigen Platz wieder ein, wiegte den Kopf hin und her, während er beifällig schmunzelnd vor sich hin sah. Es schien,

als dächte er über einen großen Gedanken nach, oder bewunderte die erhabene Erfindungsgabe des menschlichen Geistes, der eben eine der größten Entdeckungen im Gebiete der Kunst oder Industrie gemacht hatte. Endlich richtete er sich wieder an die Damen und sagte: „Denket euch nur, liebe Frauen! ein Faß hat er zum Schilde gewählt! Das hat aber eine wichtigere Bedeutung, als meine Nachbarn dort an den Tischen es meinen, und ich will euch die Ursache dieses Einfalls sagen; denn jetzt erst fällt mir es ein, warum mein Neffe gerade darauf bestand, dem Gasthause einen andern Namen zu geben. — Ihr müßt nämlich wissen, daß er ein armer, bettelarmer Bube war, aber so viel Gutes an seiner alten, kranken Großmutter that, daß ich ihm oft sagte, Gott werde ihn einst dafür belohnen. Da wurde er eines Tages über den Rhein geschickt, um Arznei für die Kranke zu holen, und als er zurück kam, brachte er ein Geschenk von eilf Gulden, die er von einer vornehmen Madame erhalten hatte, und ein gläsernes Fäßchen, worin wohlriechendes Wasser für die Großmutter war. Für das Geld kauften sie sich ein Stück Land und bebauten es mit glücklichem Erfolg. Gott segnete die Gabe der frommen Geberin so reichlich, daß mein fleißiger Neffe von dem Ertrage seines kleinen Stückchens, da er dabei noch Vieles im Taglohn verdiente und äußerst sparsam lebte, zurücklegen konnte.

Seine Verhältnisse wurden immer besser; er schaffte sich immer mehr Land an, und hat es durch Fleiß, Sparsamkeit und Redlichkeit so weit gebracht, daß ihn unser Herr Bürgermeister, der reichste Bauer weit und breit, zu seinem Schwiegersohn gewählt hat. — Aber der dankbare Bursche hat auch seiner ursprünglichen Wohlthäterinnen nicht vergessen, und zum Andenken an dieselben hat er nun heute, an seinem Freudentage, seinem Gasthause den Namen „zum Faß“ gegeben, zur Erinnerung an jene braven Frauen, die ihr Geschenk an Geld noch mit einem gläsernen Fäßchen begleitet haben, das seiner unvergeßlichen Großmutter so viele Dienste geleistet hatte.“

Wir überlassen es dem gefühlvollen Leser, sich eine Vorstellung von der Ueberraschung beider Damen zu machen; sie sahen sich während der Erzählung des alten Mannes mit thränenschweren Augen einander an, und ihre zum Himmel gerichteten Blicke sprachen ihren stummen Dank gegen Den aus, der so unvermuthet und so wundervoll seine Hilfe sendet.

„Wir möchten den Bräutigam gerne sehen!“ sagte Frau von Beaumont zu dem bereitwilligen Onkel; und dieser stund auf, entfernte sich aus dem Zimmer und eilte in den obern Stock. — Bald kam er wieder zurück und führte den Bräutigam, einen festlich geschmückten, gesunden und muntern

Jüngling an der Hand. Um seinen Hals war ein handbreites, blau-seidnes Band geschlungen, an dem ein braunes, zierlich aus Krystall geformtes Riech-fläsch'chen hing, das die Form eines kleinen Fäßchens hatte, und auf dessen Boden die Buchstaben L. v. B. mit gothischer Schrift eingegraben waren.

Er stand den Damen gegenüber, sah sie zweifelnd an und wagte es lange nicht, ein Wort zu sprechen; denn die Züge der edlen Frau waren ihm noch sehr bekannt, doch zweifelte er an denen Luciens, denn aus dem zehnjährigen Kinde war eine achtzehnjährige blühende Jungfrau geworden.

Frau von Beaumont brach das Schweigen und sagte mit Thränen des Schmerzes und der Freude:

„Michel! wir sind es wirklich, und schätzen uns glücklich, gerade an deinem Hochzeitstage angekommen zu sein, um dir unsere Glückwünsche bringen zu können.“

Unbeschreiblich war die Freude des erstaunten Bräutigams, als er seine Wohlthäterinnen vor sich sah; er war außer sich vor freudiger Ueberraschung. „Sehet“, sagte er, indem er auf das Fläsch'chen zeigte, „sehet, daß ich auch heute, an meinem Ehrentage, Eurer nicht vergessen habe! Aber ehe ich Euch nach der Ursache Eures plötzlichen Erscheinens bei uns frage, muß ich Euch mit meinen neuen Verwandten bekannt machen, und zugleich diesen

die hohen Frauen zeigen, von denen ich schon so oft mit Rührung zu ihnen gesprochen habe. „Seht Onkel!“ sagte er zu dem erstaunten Alten, „das sind die Engelsfrauen, von denen das Fäßchen kömmt; diese Jungfrau hat mir's mit ihren kleinen sammtnen Händchen gegeben. Ach, daß die Großmutter noch lebte! sie weinte sich blind vor Freude. Wie ist aber das kleine Töchterlein so groß und so schön geworden! Ach, und wie viele Runzeln hat die brave Mutter bekommen! Ja, wir werden halt alt, nicht wahr? — Jetzt wartet einige Augenblicke im Nebenzimmer; ich muß meine Verwandten holen, die Freude erstickt mich sonst.“

Er führte die Damen, in Begleitung des alten Onkels, in ein anderes Zimmer, wo sie allein und ungestört sein konnten, rief seinen Schwiegervater und holte seine Braut, machte Alle mit seinen großmüthigen Gönnerinnen bekannt, und beschwor diese, ehe er noch etwas von ihrem traurigen Schicksal wußte, vorerst in seinem Hause auf einige Zeit vorlieb zu nehmen.

Die Gäste im Wirthszimmer steckten die Köpfe zusammen, und wußten nicht, was sie von diesem Auftritt halten sollten, bis der Alte wieder zurückkehrte und ihnen die Sache erklärte. Da nun Viele zugegen waren, die sich der Zeit noch gut erinnerten, wo der kleine Michel so reich beschenkt nach Hause gekommen war, so freuten sie sich nicht we-

nig, die hohen Frauen gesehen zu haben, die ehemals der Gegenstand der Verehrung im ganzen Dorfe gewesen waren.

Sechstes Kapitel.

Die Rückkehr.

Frau von Beaumont lebte mit ihrer Tochter nun in dem Dorfe Leidorf bei dem braven Wirth „zum Faß", der sich glücklich schätzte, seinen Wohlthäterinnen gefällig sein zu können. — Aber, diese Damen, die von Jugend auf nicht gewöhnt waren, die Hände in den Schooß zu legen, waren nun für dieses Dorf, dessen Einwohner, nach dem Tode des alten Bürgermeisters, Michel zu ihrem Vorstande gewählt hatten, ein Glück und Segen. Sie errichteten nämlich, unter der Mitwirkung der Ortsbehörde, eine Arbeitsschule für Mädchen, deren Lehrerinnen Frau von Beaumont und Lucie waren. Sie nahmen nur so viel Belohnung dafür an, daß sie das Nöthigste damit bestreiten konnten und den Wirthsleuten nicht ganz zur Last fallen mußten.

Die Mütter in dem Dorfe trugen die zwei Damen beinahe auf den Händen herum; denn nicht nur in den weiblichen Arbeiten sahen sie ihre Töchter wohl unterrichtet, sondern auch die Herzen der

Mädchen wurden frühzeitig veredelt durch das Beispiel ihrer gottesfürchtigen Lehrerinnen, die sichs zur Aufgabe gemacht hatten, aus sämmtlichen Bauernmädchen des Dorfes brave Hausmütter zu machen und sie zu unterrichten in allem Guten und Schönen. So hatten sie den Gebrauch eingeführt, daß alle Mädchen des Dorfes jeden Sonntag Nachmittag nach vollendetem Gottesdienst bei ihnen zusammenkamen; da las Lucie ein gutes Buch vor und ermunterte sie zur Nachfolge edler, längst verblichener Menschen. — Am Winter wurden für die Unterhaltung in den Spinnstuben neue Bücher angekauft, und jeden Abend kam die Reihe des Vorlesens an eine Andere. Durch diesen Gebrauch, der in diesem Orte noch heutigen Tages besteht, entstanden die sogenannten Kirchenbibliotheken, die jetzt bereits in einem großen Theil von Deutschland eingeführt sind. Kurz, Frau von Beaumont und ihre Tochter waren der Segen des Dorfes, und sämmtliche Einwohner schätzten sich glücklich mit ihrer Gegenwart.

Eines Tages, als die Lehrerinnen mit ihren Schülerinnen im Zimmer saßen, hörten sie einen, in dem Dorfe ungewöhnlichen, Tumult auf der Straße. Lucie, die zunächst an dem Fenster saß, welches auf die Straße ging, sah hinaus und bemerkte, daß die Schulkinder, die gerade aus der Schule kamen, mit frohem Jauchzen einem Kameel-

treiber nachliefen, der auf einem Dudelsack blies, während eine dicke Frau auf eine Trommel schlug. Drei Affen machten auf einem zerrissenen Teppich, der auf dem Boden lag, ihre possierlichen Sprünge, und haschten nach den Nüssen und Aepfeln, die ihnen die Kinder zuwarfen. Die Frau hatte eine kleine Peitsche in der Hand, mit welcher sie die Affen zur Ordnung verwies.

Nachdem die Affen ihre Kunststücke gemacht hatten, ging die Frau mit einem Teller'chen herum, um die Kreuzer zu sammeln, und trieb mit ihrer Peitsche jene Kinder vom Schauplatze hinweg, die nichts bezahlen konnten.

Sie kam auch an das Fenster, an welchem Lucie saß, hielt das Teller'chen hin, beugte den Kopf rückwärts und sah hinauf, auf eine Gabe harrend. Lucie wickelte eine Münze in ein Papierchen und öffnete das Fenster, um sie hinunter zu werfen. Aber kaum hatte sie das Gesicht dieser, in Lumpen gehüllten Frau gesehen, als sie mit dem Ausruf: „Jesus! Maria!" zurückbebte und todtenblaß auf einen Stuhl niedersank.

Die Affen-Komödie hatte sich schon entfernt gehabt, als Lucie erst wieder in den Besitz ihrer Sinne gelangte und ihrer Mutter erklärte, daß sie in der armen Frau die unglückliche Frau von Laclaire erkannt habe.

Mutter und Tochter weinten bittere Thränen über das Schicksal dieser Unglücklichen, und Frau von Beaumont erinnerte ihre Tochter, daß es ihnen eben so, und vielleicht noch schlimmer, ergehen würde, wenn sie in ihren glücklichen Tagen nicht Gutes gethan hätten und darauf bedacht gewesen wären, eine nützliche Beschäftigung zu erlernen, die ihnen jetzt so unschätzbare Vortheile brächte. „Denn", setzte sie hinzu, „hätte ich mich damals nicht des armen Michels erbarmt und ihm die Gabe an Geld gereicht, so wäre schwerlich unser Andenken so dauernd in ihm geblieben, ja er wäre vielleicht nie in den Stand gekommen, Andern Gutes thun zu können. Hättest du vollends nicht dein Riechfläsch'chen hingegeben, um die Leiden der armen Frau zu lindern, so wäre der Besitzer dieses Hauses nie auf den Gedanken gekommen, sein Schild zu ändern, und wir hätten auch nie erfahren, daß er hier wohne. Hätten wir uns endlich in unsern guten Tagen nicht mit ernster nützlicher Beschäftigung abgegeben, so könnten wir den Dorfbewohnern heute wenig Nutzen bringen und wären von ihnen nicht so geachtet und geliebt, wie wir es wirklich sind. — Sieh, liebe Tochter! das ist die Folge einer überdachten, klugen Erziehung, die bei Gott wohlgefällig, und für die Menschen heilbringend ist."

Frau von Laclaire war nicht mehr aufzufinden, und es stand zu vermuthen, daß sie ihrerseits Lucie

ebenfalls erkannt, und sich aus Schamgefühl entfernt haben mochte.

Unterdessen waren frohe Botschaften zu den Ohren unserer Freundinnen gelangt. Die Tyrannen in ihrem Vaterlande hatten den Lohn für ihre ruchlosen Thaten bekommen, und eine neue Ordnung der Dinge wurde eingeführt. Die Schreckenszeit war vorüber; man durfte die gesenkten Blicke wieder emporrichten und sicher dem Tageslicht entgegensehen. Die unschuldig Verbannten wurden wieder in ihre Rechte eingesetzt und unser lieber Herrgott durfte wieder in das Land einziehen, von dem er wenige Jahre vorher ausgewiesen worden war.

Auch Frau von Beaumont bekam die frohe Nachricht, daß sie wieder ungefährdet in ihr Vaterland zurückkommen dürfe; und so ungerne man sie in Leidorf auch verlor, so war doch ein allgemeiner Jubel im ganzen Dorfe, daß die Frau und ihre Tochter wieder in den Besitz ihres Vermögens gekommen waren. — Es wurde ihnen ein feierliches Abschiedsmahl gegeben, und sie schieden aus der Mitte dieser schlichten Landleute, von denen sie des Guten so viel genossen, denen sie aber auch einen Schatz zurückgelassen hatten, der nicht mit Gold aufzuwiegen ist.

Mutter und Tochter bezogen ihr Gut Champfort wieder, und bei ihrer spätern Ankunft in Paris hatten sie auch die Freude, den würdigen Pfarrer zu St. Rochus wieder in sein Amt eingesetzt zu sehen.

In dem Familien-Wappen der Beaumonts sieht man seit neuerer Zeit ein kleines Flacon, in der Gestalt eines Fäßchens, angebracht; zur Erinnerung an die Wohlthaten, welche zwei Damen von Beaumont einem Riechfläsch'chen zu verdanken hatten.

Siebentes Kapitel.

Die Kapelle.

Mehrere Stunden von Champfort entfernt steht auf freiem Felde eine kleine Kapelle, die dem heiligen Laurenzius geweiht ist. Ein alter Mann aus dem Dorfe Waldstein, das eine Stunde von der Kapelle entfernt liegt, und durch welches jährlich am Tage des heiligen Laurenzius mehrere Wallfahrten nach dem Gnadenorte Laurenzius-Kapelle hinziehen, erzählte uns folgende Geschichte von deren Entstehung:

„Die gottesfürchtige Edelfrau von Beaumont auf Champfort, die durch Gottes Gnade und Bei-

stand mit ihrer frommen Tochter Lucie wieder in den Besitz ihres Gutes gekommen ist, ließ diese Kapelle aus Dankbarkeit gegen Gott, für ihre Errettung aus großen Trübsalen, erbauen. Sie wählte jenen Platz auf freiem Felde deshalb, weil derselbe zur Schreckenszeit gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts Zeuge von Edelmuth und Gottergebenheit war, die ihres Gleichen in der Geschichte nicht aufzuweisen haben mögen. Es bestand nämlich daselbst unter dem Namen und dem Schutze der heiligen Agathe, eine kleine und sehr arme Pfarrei, die nur etwa aus vierzig Häusern bestand, welche man mit größerem Rechte Hütten nennen konnte. Sie waren mit Schilf oder Stroh gedeckt, und ihre Mauern aus Lehm und elendem Holzwerk zusammengefügt. Hier lebte eine durch Sitteneinfalt, Muth und Frömmigkeit ausgezeichnete Gemeinde. Der Pfarrer derselben, Namens Laurentius, hatte in einem Alter von fünfundzwanzig Jahren diesen Posten angetreten, hatte seitdem mit der Gemeinde Leiden und Freuden getheilt, gleich ihr eine schlechte Hütte bewohnt und ärmliche Mahlzeiten genossen, aber seinen Beruf mit jener Treue erfüllt, wozu nur ein heiliger Eifer und eine fromme Gesinnung begeistern können. So hatte er durch fünfzigjährige Seelsorge die Verehrung seiner Pfarrkinder gewonnen, welche ihn wie ihren Vater liebten. Jeden Antrag einer Verbesserung seiner Stelle hatte er stets abgewiesen,

theils aus Liebe zu seiner Gemeinde, theils aus Befürchtung, ein anderer Geistlicher möchte in diesem armen Dorfe nicht lange verweilen wollen, und so alterte er auf demselben Boden, unter derselben Armuth, unter denselben Amtspflichten, in der Stille Gutes wirkend und sich reich dafür belohnt fühlend durch die Treue und Anhänglichkeit seiner kleinen Gemeinde. — Als die französische Revolution ausbrach, mußte der Pfarrer von St. Agathe gegründete Befürchtungen hegen, daß auch er und seine Gemeinde von dem Alles erschütternden Sturme nicht verschont bleiben würden. Eines Tages erhielt er aus dem Hauptort des Departements den Befehl, dasjenige zu beschwören, was man damals die bürgerliche Constitution der Geistlichkeit nannte, oder sogleich seine Amtsverrichtungen aufzugeben und seine Pfarrei zu verlassen. Der gute Mann kannte die politischen Angelegenheiten der Welt so wenig, daß er anfänglich gar nicht begriff, was man von ihm verlangte; da aber jene Constitution dem Befehle beigefügt war, so machte er sich mit dem Inhalte derselben genau bekannt und kam zur Ueberzeugung, daß er dieselbe weder annehmen noch beschwören könne. Eben so wenig glaubte er dem Befehle, seine Pfarrei zu verlassen, Folge leisten zu müssen. Er blieb daher zu St. Agathe und fuhr in seinen priesterlichen Verrichtungen fort, als ob nichts Ungewöhnliches vorgegangen und kein Befehl zu ihm

gelangt sei. Er glaubte so nach Pflicht und Gewissen zu handeln.

Unterdessen erregte diese Maaßregel, welcher eine große Anzahl von Geistlichen keine Folge leistete, Unruhen in vielen Departementen. Nachdem die Behörden mehrere widersetzliche Geistliche hatten aufheben lassen, welche, gleich dem Pfarrer von St. Agathe, ihren Posten nicht verlassen wollten, so vereinigten sich die Gemeinden, schlossen ein förmliches Bündniß und waren bereit, sich mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen, falls man ihnen Gewalt anthun würde. So entwickelte sich nach und nach ein förmlicher Aufstand, und der anfänglich nur glimmende Funken wurde zur lichten Flamme. — Die obere Behörde — damals unter dem Namen „National-Convent" — von der Richtung der Gemüther in Kenntniß gesetzt, ließ Truppen ausrücken, um überall, wo sich Unruhen fanden, die Ruhe wieder herzustellen; es wurden Commissäre ernannt und mit unbegrenzter Vollmacht versehen. Ein solcher Commissär kam auch in diese Gegend. — Dieser Mann war grausamer Natur und glaubte, daß er mit unmenschlicher Strenge verfahren und die Widersetzlichen einschüchtern müßte; er ließ die unfolgsamen Priester gefangen nehmen, und setzte einen Preis auf das Haupt derjenigen, deren er nicht habhaft werden konnte.

Der Pfarrer von St. Agathe konnte dieser strengen Maßregel nicht entgehen, und eines Abends verbreitete sich die Nachricht in der Pfarrei, daß am andern Tag eine Compagnie ankommen, den Pfarrer von St. Agathe gefänglich einziehen und seines Dienstes entsetzen werde. Sogleich versammelte sich der Gemeinderath. Von Widerstand konnte hier keine Rede sein, denn er hätte zu keinem Zwecke führen können. Indessen mußte man sich doch des Mannes annehmen, welcher der Gegenstand der allgemeinen Sorgfalt war und dessen Sicherheit man bedroht sah. Man faßte daher den Entschluß, den geliebten Seelsorger an einen sichern Zufluchtsort zu bringen, den man bereits für ihn ausgesucht hatte. Er widersetzte sich anfänglich und sagte, daß er sich demjenigen, was der Himmel über ihn verfügt hätte, nicht entziehen wolle; indessen brachte man ihn doch dahin, daß er das Dorf verließ, und sich in einer Köhlerhütte im benachbarten Walde verbarg. Vier bewaffnete Männer blieben dort bei ihm, theils um ihm von freiwilliger Auslieferung abzuhalten, theils um ihn im nöthigen Falle zu beschützen.

Am folgenden Tage erschienen wirklich achtzig Soldaten, nebst zwei Kanonen, um sich eines schwachen Greises zu bemächtigen. Der Anführer der Soldaten setzte die Bewohner des Dorfes von seinem Auftrage in Kenntniß, und forderte sie im

Namen des Gesetzes auf, ihren Geistlichen ohne weitere Zögerung auszuliefern. — Man leistete dem Befehle keine Folge, worauf die Soldaten zur Haussuchung schritten. Man durchsuchte die Pfarrwohnung, aber vergeblich; man schlug die verschlossenen Kirchenthüren ein, verwüstete und entweihte den Tempel, fand aber auch hier nicht, welchen man suchte; darauf durchsuchte man nochmals Haus für Haus, aber umsonst. Jetzt wurde der Priester von St. Agathe als der Strafe des Gesetzes verfallen erklärt, und man setzte einen Preis von zwanzigtausend Franken auf seinen Kopf. Endlich ließ der Anführer der grausamen Schaar die Kirche und das ganze Dorf in Brand stecken, und entfernte sich dann unter Trommelschlag von dem Orte der Verwüstung.

Gegen Ende des Tages meldete man dem Pfarrer, daß die Gefahr vorüber sei; doch wußte er nicht, wie theuer seinen Pfarrkindern die Anhänglichkeit an ihm zu stehen gekommen war; er kehrte mit seinen Begleitern zurück, nicht nach dem Dorfe St. Agathe, sondern nach den rauchenden Trümmern desselben. Wer könnte den tiefen Schmerz in Worte fassen, der sich des Greises bemächtigte, als er die Verwüstung gewahrte, und als er Männer, Frauen und Kinder auf freiem Felde gelagert und ihrer letzten Habe beraubt sah? Unter einem Strome von Thränen machte er ihnen liebevolle

Vorwürfe, daß sie ein so großes Unglück nicht verhütet hätten. „Wäre es nicht besser gewesen", sagte er zu ihnen, „man hätte einen Greis von fünf und siebenzig Jahren, dem doch nur noch kurze Lebenstage zugemessen sind, den Feinden ausgeliefert und dadurch die Andern gerettet?" Man erwiderte ihm, daß er ja der Vater der Gemeinde sei, und daß gute Kinder auch das schwerste Opfer für ihren Vater nicht scheuen dürften. Er entgegnete, ein solches Opfer sei einer gleichen Liebe werth, und er hoffe, seinen Kindern nun bald zeigen zu können, was er seinerseits auch für sie zu thun im Stande wäre. —

Drei Tage waren unterdeß vergangen. Der Volks-Repräsentant befand sich im Hauptorte des Bezirks, mehrere Stunden von dem verödeten St. Agathe entfernt, in seinem Kabinete, wo er eben eine geheime Conferenz mit dem öffentlichen Ankläger und den Henkersknechten hielt, um über die Mittel nachzudenken, wie man dem Volke einen neuen Schrecken einflößen, und es zu seiner Pflicht zurückführen könnte; da führte man einen Greis mit kahlem und tiefgebeugtem Haupte herein, gestützt auf einen Dornenstock, die Schuhe mit Staub bedeckt, und in ein ärmliches, halb zerrissenes Priestergewand gekleidet. Der Greis trat näher und sprach: „Bürger-Repräsentant! Ihr habt zu St. Agathe bekannt machen lassen, daß zwanzigtausend Franks für denjenigen bestimmt seien, welcher Euch den Kopf des Pfarrers

jenes Dorfes überliefern würde. Ich bin bereit, den bestimmten Preis zu verdienen!" —

So sehr der Volks-Repräsentant auch mit der Schlechtigkeit der Menschen bekannt war, so staunte er doch nicht wenig über den Antrag eines Mannes, dessen Lebenstage sich gegen ihr Ende neigten.

„Priester!" sprach er, „für einen Mann deines Alters und Standes machst du mir einen Antrag, der mich in Erstaunen setzen muß. Wie? hat die Habsucht solche Wurzel bei dir gefaßt, daß du an des Grabes Rande deinen Mitbruder, einen Priester wie du, verkaufen willst? Pfui der Schande über dich und deinen ganzen Stand! Weißt du denn nicht, daß, sobald du ihn in unsere Hände gebracht haben wirst, sein Kopf vom Rumpfe getrennt werden muß?"

„Ich weiß das! und frage Euch dagegen, ob ihr den Antrag annehmen wollt?"

„Wer bist du, daß du mir den Kopf deines Bruders verkaufen willst?"

„Was kann Euch daran liegen, wofern ich nur mein Versprechen erfülle? Ich frage noch einmal, ob Ihr meinen Antrag annehmt?"

„Ich nehme ihn an, aber das vergossene Blut möge über dich kommen!"

„Es sei! — und Ihr zahlt mir die versprochene Summe aus?"

„Du sollst sie erhalten!"

„Könntet Ihr nicht noch etwas darauf legen?"

„Blutgieriger Greis! findest du dich für deine Schlechtigkeit nicht bezahlt genug?"

„Gut! gut! wir wollen bei den zwanzigtausend stehen bleiben."

„Wann wirst du mir diesen Mann ausliefern?"

„Zuvor ist noch eins zu bemerken: Ihr müßt mir versprechen, daß ich die empfangene Summe ganz nach meinem Gefallen, und wozu es mir beliebt, verwenden darf."

„Sobald du deine Belohnung empfangen hast, ist sie dein Eigenthum, und du kannst mit derselben schalten und walten, wie es dir gefällt."

„Das weiß ich ganz wohl, habe aber doch meine Gründe, um gerade auf diesem Punkte zu bestehen."

„So wenig ich deine Gründe einsehe, so gebe ich dir doch mein Ehrenwort darauf, daß dir keinerlei Schwierigkeiten gemacht werden sollen, und daß man dich bei der Verwendung des Geldes nicht stören werde."

„Es sei denn! Ich bin selber der Pfarrer von St. Agathe, und liefre mich hiemit in Eure Hand. Gebt mir jetzt das Geld!"

„Du bist es?" rief mit Verwunderung der Volks-Repräsentant.

„Ich bin es!" antwortete der Greis ruhig.

„Was willst du mit diesem Gelde anfangen? weißt du nicht, welche Strafe auf dich wartet, da du dem Gesetze verfallen bist?“

„Das weiß ich alles wohl, und Euere Drohungen sind überflüssig. Jetzt aber laßt mir die versprochene Summe auszahlen und mich noch einmal in die Mitte meiner Pfarrkinder von St. Agathe bringen.“

„Was willst du dort anfangen?“

„Das werdet Ihr erfahren! Ich habe mein Versprechen erfüllt, erfüllt auch das Eurige.“

„Es soll geschehen!“

Der Volks-Repräsentant ließ hierauf dem Geistlichen zwanzigtausend Franks in Staatspapieren ausbezahlen, welcher sie in seine Brieftasche steckte und dann den Wunsch wiederholte, nach den Trümmern seines verwüsteten, aber sonst ihm so lieben Dorfes geführt zu werden. —

Die Einwohner von St. Agathe waren durch das plötzliche Verschwinden ihres Seelsorgers in die größte Unruhe versetzt worden. Als sie ihn am Morgen zum Frühgebet abrufen wollten, hatten sie die Hütte leer gefunden, welche man ihm in der Eile eingerichtet hatte. Lange suchte man überall nach dem Verschwundenen, bis man ihn endlich auf einem Wagen, und von Soldaten escortirt, ankommen sah. Alt und Jung drängte sich herbei, man hob ihn von dem Wagen, man überhäufte ihn mit

Fragen, man umringte ihn und küßte seine Hände und den Saum seines Kleides. Nach den ersten Begrüßungen nahm der Pfarrer das Wort und redete also:

„Ihr waret unzufrieden mit mir, meine lieben Kinder, und dachtet vielleicht, daß ich Euch ohne Abschied und Dank verlassen hätte; aber dem war nicht so. So verläßt man sich nicht, wenn man fünfzig Jahre lang mit einander in Freundschaft gelebt und Freude und Leid getheilt hat. Ich hatte am Hauptorte des Bezirks ein Geschäft abzumachen, und da ich befürchten mußte, daß Ihr meine kleine Reise dahin nicht zugeben würdet, so entfernte ich mich ohne Euer Vorwissen. Jetzt ist mein Geschäft nun nach Wunsch abgemacht, und ich komme wieder, um ein vertrauliches Wort mit Euch zu sprechen. — Um mir, einem schwachen Greise, das Leben zu retten, habt Ihr Alles aufgeopfert, Euere Wohnungen, Euere Geräthschaften, Euere ganze Habe. Es ist meine Pflicht, für diese Aufopferung Euch dankbar zu sein, und ich bringe Euch die Mittel, den erlittenen Verlust wieder auszugleichen. In dieser Brieftasche hier sind zwanzigtausend Franks, welche der Maire, mein alter Freund, unter Euch vertheilen wird, nach Verhältniß des Verlustes, welchen Ihr erlitten habt. Fragt nicht, wie ich zu diesem Gelde gekommen; dieß ist ein Geheimniß, welches sich später enthüllen wird. Ich

muß mit den Männern, die mich hieher gebracht haben, wieder zurückkehren; aber wir werden uns gewißlich wiedersehen. Die Zeit kann ich nicht genau bestimmen. Bleibt bis dahin, was Ihr immer gewesen seid, arbeitsam, redlich und fromm; lebt miteinander in Frieden, wie es guten Christen geziemt; liebt Euch brüderlich, bleibt in der Furcht des Herrn, und bewahrt das Andenken an Euren alten Pfarrer, den Ihr Alle wiedersehen werdet an einem Orte des Friedens und der Ruhe, unberührt von den Stürmen des Lebens! Kniet nieder, meine Kinder, auf daß ich Euch meinen Segen gebe." —

Bei diesen Worten fielen Alle auf die Kniee, und selbst die hartherzigen Krieger schlossen sich nicht aus. Der Greis hob die Blicke gen Himmel, und richtete seinen Geist nach den Wohnungen der Seligen; er faltete die Hände und rief den Segen des Allmächtigen hernieder über seine Freunde, so wie über diejenigen, die ihn verfolgt hatten. —

Nach beendetem Gebete wendete er sich wie in göttlicher Verklärung zu den bewaffneten Männern, die seine Escorte bildeten, und sprach zu ihnen: „Meine Herren, ich stehe zu Ihren Diensten!"

Man setzte ihn wieder auf den Wagen und führte ihn nach dem Hauptorte zurück; die ganze Gemeinde schloß sich dem Zuge an. Er wurde dem Beile des Henkers nicht überliefert. Der Volks-Repräsentant wollte die Hinrichtung dieses edlen

Greises nicht übernehmen, sondern schickte ihn nach Nantes, wo er drei Monate später in den Fluthen der Loire den Märtyrertod erduldete. —

Das Dorf St. Agathe wurde niemals wieder erbaut; die Familien, die es bewohnt hatten, und die lange Zeit über den Tod ihres Pfarrers in Ungewißheit blieben, wurden zerstreut, und ließen sich später in benachbarten Gemeinden nieder. Heutigen Tages durchfurcht die Pflugschar jene Gefilde, wo ihre Wiegen standen, und wo ihre Voreltern in Frieden unter der Erde ruhen. —

Nur die von Frau von Beaumont errichtete Laurenzius-Kapelle ist noch der einzige stumme Zeuge von den edlen Bewohnern des Dorfes St. Agathe und ihrem frommen Seelenhirten Laurenzius."

Greises nicht übernehmen, sondern schickte ihn nach Nantes, wo er drei Monate später in den Fluthen der Loire den Märtyrertod erduldete.

Das Dorf St. Agathe wurde niemals wieder erbaut; die Familien, die es bewohnt hatten, und die lange Zeit über den Tod ihres Pfarrers in Ungewißheit blieben, wurden zerstreut, und ließen sich später in benachbarten Gemeinden nieder. Heutigen Tages durchsucht der Pflug jene Gefilde, wo ihre Wiegen standen, und wo ihre Voreltern in Frieden unter der Erde ruhen. —

Nur die von Frau von Beaumont errichtete Laurentius-Kapelle ist noch der einzige stumme Zeuge von den edlen Bewohnern des Dorfes St. Agathe und ihrem frommen Seelenhirten Laurentius."

II.

Der Verschwender.

Erstes Kapitel.

Herr und Frau von Langen waren reichlich mit Gütern gesegnet, und freuten sich sehr, in ihrem kleinen Julius die einstige Freude ihres Alters und den Erben ihres uralten Adels zu sehen. Julius war das einzige Kind seiner Eltern, und zeigte schon in frühester Jugend viel Anlage und Fassungsvermögen. Sein Geist war lebhaft, sein Herz empfänglich für die schönen Wissenschaften, und seine Lernbegierde wäre vielleicht zu gehöriger Zeit erweckt und belebt worden, wenn er nicht das einzige Kind seiner Eltern gewesen wäre. Herr und Frau von Langen waren gute Menschen; man konnte ihnen in Bezug auf ihren Charakter gar keinen Vorwurf machen, sie thaten Gutes an den Armen und halfen den Nothleidenden — aber die Erziehung ihres einzigen Kindes verstanden sie nicht zu leiten, und hatten zu viel Nachsicht mit den Fehlern und Unarten des Söhnchens, dessen lebhafter Geist tausend Dinge ersann und zur Ausführung brachte, die unter einer strengeren und besonneneren Erziehung gerügt worden wären. Julius war im zarten

Knabenalter schon unumschränkter Herr seiner Handlungen und verübte allerhand muthwillige Streiche, die zuweilen zum empfindlichen Nachtheil seiner Nebenmenschen gereichten. So gefiel es einmal dem jungen Baron, in den Stall einer armen Wittwe zu schleichen und ihre Geise, den einzigen Nahrungszweig der armen Frau, aus purem Uebermuth an die Wand zu hängen, so daß die unglückliche Wittwe am andern Morgen, als sie ihrer Ernährerin das Futter bringen wollte, dieselbe todt an der Wand hängen sah. Die Klagende wurde wohl von Julius Mutter wieder entschädigt, aber der muthwillige Bube hatte keine Strafe zu befürchten, und konnte es daher ohne Furcht wagen, neue Streiche zu verüben. — Wieder einmal stieg er in den Garten eines Nachbars und leerte alle Bäume ab, deren Früchte noch nicht die halbe Reife erlangt hatten; aber nicht etwa, um sie zu genießen, sondern bloß aus Vergnügen, ein Unheil angerichtet zu haben. Die Eltern wurden davon in Kenntniß gesetzt, aber auch dießmal traf den Liebling keine Strafe.

Da nun Julius ähnliche Fehler nicht geahndet sah, so hielt er sie nicht einmal für Fehler mehr, und fuhr fort, solche unverzeihliche Streiche auszuführen; er fand kein Unrecht darin, hörte vielmehr oft seine guten Einfälle bewundern, und bildete sich nicht wenig darauf ein, daß seine Heldenthaten wohlgefällig aufgenommen wurden.

Bei einer solchen Erziehung konnte es nicht fehlen, daß Julius von Tag zu Tag muthwilliger, eigensinniger und unartiger wurde, und es läßt sich leicht denken, zu welch' unangenehmen Auftritten er auch bei seinen Lehrern Veranlassung gab. Da nämlich auch in seinen Unterrichtsstunden Manches vorfiel, worüber die Lehrer Klage führten, aber auch für diese unverzeihlichen Fehler keine Strafe ertheilen durften, so trotzte ihnen Julius, arbeitete seine Aufgaben selten nach deren Wünschen aus und genügte ihren Anforderungen nur dann, wenn er guter Laune war.

Es konnte unter solchen Umständen nicht fehlen, daß Julius fern von jeder höhern Bildung blieb und sein Geist nicht jene Richtung erhielt, die bei dem reichen Edelmanne gesucht und verlangt werden konnte. Sein Herz war wohl von Natur nicht unedel, aber der Eigensinnige verübte zuweilen aus Trotz eine unedle Handlung, und wenn es auch nur zu dem Zwecke geschah, um den Willen Anderer, die das Gegentheil heischten, nicht vollzogen zu sehen.

Wie der Knabe, so der Jüngling. Julius behauptete seinen Charakter auch im vorgerückten Jünglingsalter; und hier zeigte er recht deutlich, wie nachtheilig eine vernachläßigte Erziehung auf das spätere Alter wirke. Er bezog die hohe Schule, machte die Bekanntschaft verschiedener junger Leute

und gerieth in verschiedene Gesellschaften. Er hatte in seiner frühesten Jugend nicht gelernt, seine Begierden und Wünsche zu bekämpfen, er war gewöhnt, alle Bequemlichkeiten des Lebens auf den leisesten Wunsch gereicht zu bekommen; und diese Gewohnheit, ja man könnte sagen: diese Verweichligung der Seele und des Herzens waren ein Unglück für den Jüngling. Denn da die zu zärtlichen Eltern es ihm an Nichts fehlen ließen und ihm so viel Geld schickten, als er immer nur verlangte, so hatte er auch bald Freunde gefunden, die es getreulich mit ihm theilten und es in seiner Gesellschaft gar oft zu unerlaubten Zwecken verschwendeten.

Der junge Baron, der sich bei keiner Gelegenheit Zwang auferlegte und jeden aufkeimenden Wunsch sogleich in Erfüllung brachte, ohne über die Folgen seiner Handlungen nur im geringsten nachzudenken, war auch mit seinen Geschenken, die er zuweilen ertheilte — je nachdem ihn die Lust anwandelte, Armen Gutes zu erweisen — unbesonnen und oft verschwenderisch. So kam eines Tages, als er sich in einem Zirkel lustiger Kameraden befand, ein Bettler an die Thüre, der ein klägliches Äußeres hatte und um ein Almosen bat. Die Gesellschaft spottete des alten Mannes, der, mit einer Guitarre in der Hand die bescheidene Frage wagte, ob es erlaubt sei, ein Lied anzustimmen. Julius fühlte einiges

Mitleid, und gewährte die Bitte. Der Bettler stimmte sein Instrument und begann mit flehender Stimme, die tief ins Herz drang, folgende Verse mit wohlklingenden Tönen zu singen:

„O hört des armen Mannes Bitte,
„Und reicht ihm einen Bissen Brod;
„Der Reichthum thront in Eure Mitte,
„Mich drückt des Mangels bittre Noth.
„O laßt mich nicht vergebens klagen,
„Seid nicht so stolz auf Eurer Pracht;
„Ich sprach wie Ihr in goldnen Tagen,
„Drum straft mich jetzt des Kummers Macht."

Julius hatte kein unempfindliches Herz, er war gut von Natur, und diese natürliche Güte trat oft auf glänzende Weise an des Tages Licht. Nur kannte er auch hierin weder Maaß noch Ziel, und genügte auch bei solchen Anlässen den ersten Eingebungen seines heftigen Charakters. — Des Bettlers Lied hatte ihn tief ergriffen, er weinte vor Wehmuth, und da er nicht Münze genug bei sich hatte, um den Armen so reichlich als er selbst es wünschte zu beschenken, so zog er seine kostbare goldne Uhr aus der Tasche, und überreichte ihm diese sowohl, als die daran hängende schwere goldne Kette. — Der Bettler nahm Beides, griff noch einmal in die Saiten seines Instrumentes und sang folgenden letzten Vers seines Liedes mit tiefem Gefühle:

„Habt Dank, habt Dank, Ihr guten Leute,
„Daß Ihr so reichlich mich beschenkt;
„Mein Herz ist stets des Kummers Beute,
„Durch eig'ne Schuld bin ich gekränkt.“

Er entfernte sich mit Thränen in den Augen, und in seinem Blicke, den er unverwandt auf Julius geheftet hielt, lag etwas Sanftes und zugleich Rührendes, woraus man zu sehen glaubte, der Arme habe einst bessere Tage gehabt.

Nach der Entfernung des Bettlers war auch der Eindruck, den dieser auf Julius gemacht hatte, schon wieder verwischt, denn die lustigen Kameraden stimmten sogleich wieder fröhliche Lieder an, füllten die Champagner-Gläser und ließen den jungen Baron hoch leben. Das Zechen und Schwelgen nahm seinen Anfang wieder und währte bis tief in die Nacht. — So kam es öfter; die Hörsäle wurden von Julius nicht viel besucht, Trinkgelage waren an der Tagesordnung, er schwelgte ganze Nächte hindurch, verschwendete große Summen, und die natürliche Folge davon war, daß er am folgenden Tage nie zum Studieren aufgelegt sein konnte.

Er bereicherte sich während seiner Universitätsjahre lediglich mit der einen Wissenschaft: wie man am schnellsten große Summen verschwende; und er ward Meister in der Erfindung reicher Gastmale, glänzender Bälle und großartiger Jagdpartien. Seine Studienfreunde setzten ihre Besuche auch noch

fort, als er schon wieder zu seinen Eltern zurückgekehrt war, und dort wurde ferner ausgeübt, was auf der Universität begonnen worden war.

Eines Tages, als Julius mit mehreren Freunden auf einer Jagd war, die einige Stunden vom Schlosse seiner Eltern entfernt auf einem andern Gute, das ebenfalls ihnen gehörte, abgehalten wurde, und auf welchem sich ein Verwalter des Hrn. von Langen befand, war der junge Edelmann beim Mittagessen, das auf diesem Schlosse gegeben wurde, besonders fröhlich und guter Laune. Da es bestimmt war, daß er mehrere Tage daselbst in Gesellschaft seiner Freunde verweilen werde, so war auch alles aufs prächtigste eingerichtet; die besten Speisen und edelsten Weine zierten die Tafel, und das silberne und goldene Geräthe hätte der Tafel eines Grafen keine Unehre gemacht. Beim Nachtische, wo die Köpfe anfingen, etwas erhitzter zu werden, wurde auf das Anrathen eines jungen Mannes ein fröhliches Lied angestimmt, und die ganze Gesellschaft nahm Theil daran. Alles war fröhlicher Dinge, als plötzlich bei einer eingetretenen Pause eine Stimme vor der Thüre vernommen wurde, die Alle erstummen machte. Diese Stimme — sie war ihnen nicht unbekannt, sie hatten sie Alle schon irgendwo gehört, und zwar bei demselben Spiele und demselben Liede, das auch jetzt wehmüthig zu ihren Ohren drang.

Es war Alles wie durch einen Zauberschlag stille und man vernahm das bekannte Klagelied:

„O hört des armen Mannes Bitte,
„Und reicht ihm einen Bissen Brod;
„Der Reichthum thront in Eurer Mitte,
„Mich drückt des Mangels bitt're Noth.“

Julius gab ein Zeichen, man öffnete die Thüre — und hereintrat der Bettler, den er während seiner Studienzeit schon einmal so reichlich beschenkt hatte. Er trat näher, und ohne zu fragen spielte er weiter auf seiner Guitarre und sang den zweiten Vers:

„O laßt uns nicht vergebens klagen,
„Seid nicht so stolz auf Eurer Pracht;
„Ich sprach wie Ihr in goldnen Tagen,
„D'rum straft mich jetzt des Kummers Macht.“

Und sieh da! Ein panischer Schreck hatte sich der ganzen Gesellschaft bemächtigt, als sie denselben Bettler wieder sah, dasselbe Spiel und dasselbe Lied wieder hörte, das sie schon einmal, wenigstens für Augenblicke, so unbarmherzig aus ihrem Sinnentaumel gerüttelt hatte. Sämmtliche Gäste sahen sich mit verstohlenen, aber vielsagenden Blicken einander an, denn sie hatten in dem Bettler einen warnenden Fingerzeig von Oben erkannt, und sie schauderten zusammen, als sie in den Augen ihres Gastgebers wieder Thränen entdeckten, die nach und nach noch reichlicher flossen, als damals in der Universi-

tätsstadt. Julius war in der That sehr erschüttert; der Bettler sah ausschließlich ihn an, und sein sanft-bittendes Auge, sein wehmüthig-süßer Blick übten eine Gewalt über den Jüngling aus, die ihn so zerknirschte und beschämte, daß er eine höhere, mächtig gebietende Gestalt vor sich zu sehen wähnte; es kam ihm in diesem Augenblicke vor, als habe sich sein Schutzengel in das Gewand eines Bettlers geworfen, um ihm warnende Winke für die Zukunft zu geben. Er zog seine, schwer mit Gold gefüllte, Börse hervor und überreichte sie dem armen Manne. Dieser steckte sie eiligst in seine Rocktasche, griff in die Saiten und sang:

„Habt Dank; habt Dank, Ihr guten Leute!
„Daß Ihr so reichlich mich beschenkt;
„Mein Herz ist stets des Kummers Beute,
„Durch eigne Schuld bin ich gekränkt.“

Nach diesem Gesang entfernte er sich; aber so lange er Julius sehen konnte, richtete er fortwährend seine Blicke auf ihn, und diese Blicke waren vielsagend, denn es lag etwas Zärtliches, Bittendes und Warnendes in ihnen. Julius wußte nicht, wie ihm geschehen und stieß einen tiefen Seufzer aus. Aber seine Tischgenossen ließen ihm nicht Zeit zum Nachdenken, stimmten sogleich wieder frohe Lieder an, ließen die schweren Weine reichlich fließen, waren frohen Muthes und zechten bis tief in die Nacht. Sie begaben sich endlich zur Ruhe, um am

andern Morgen etwas gestärkt wieder die Freuden der Jagd genießen zu können.

Es drängte sich bei Julius fortwährend Vergnügen an Vergnügen, und sein ganzes Leben war eine Kette von Lustbarkeiten. Seine Eltern, die, wie gesagt, mit reichen Gütern gesegnet waren, geboten ihm keinen Einhalt, gönnten ihrem geliebten Sohne seine unschuldigen Freuden, wie sie dieselben nannten, und Julius ersann immer neue Mittel, um sich und seine Freunde, die ihn oft besuchten, gut zu unterhalten. So ging es fort, und die Verschwendung steigerte sich noch zu einem höhern Grade, als nach wenigen Jahren Herr von Langen starb und Julius als einziger Sohn der alleinige Besitzer von den sämmtlichen Gütern seines Vaters ward. — Jetzt machte er große Reisen, wohin ihn immer einige seiner Freunde begleiteten. Er besuchte mehrere Städte, und gelangte auch nach Paris. Dort war er ganz an seinem Platze, denn was ihm bis jetzt sein erfinderischer Geist noch nicht eingeflößt hatte, sollte er jetzt in der Hauptstadt Frankreichs kennen lernen, und nun badete sich seine Seele in einem Meere von Genüssen, die er in dem besonneneren, ruhigern Deutschland nicht so leicht finden konnte, und seine Verschwendung ging jetzt ins Große. Er vergeudete bedeutende Summen, und nach einem Jahre, während welcher Zeit er den Tummelplatz des Lasters nicht verlassen hatte, war

er so abgestumpft und unempfindlich für jeden erlaubten Genuß, daß ihm jede unschuldige Freude zuwider war und nicht den mindesten Anklang mehr bei ihm fand.

Um seinem unruhigen, unzufriedenen und sich unglücklich fühlenden Herzen nur einigen Trost zu verschaffen, besuchte er mehrere Spielhäuser, verspielte dort große Summen und war daher genöthigt, eines seiner Güter zu verkaufen. Aber nicht achtend diesen großen Verlust, fuhr er fort, sein unruhiges Gemüth am Spieltische zu besänftigen, ward einer der größten Spieler in der Hauptstadt und zog auch die Aufmerksamkeit mehrerer Glücksritter auf sich, die ebenfalls das Ihrige thaten, um die Taschen des deutschen Barons vollends zu leeren.

Eines Abends, als er sehr vertieft im Spiele war und alle seine Gedanken auf die Kartenblätter gerichtet hatte, hörte er einen Gesang im Vorzimmer, der ihm durch Mark und Bein drang. Er fuhr zusammen und sein Haar sträubte sich in die Höhe, als er die Worte vernahm:

„O hört des armen Mannes Bitte,
„Und reicht ihm einen Bissen Brod;
„Der Reichthum thront in Eurer Mitte,
„Mich drückt des Mangels bittre Noth."

Er erkannte die Stimme, setzte seine ganze, bedeutende Baarschaft auf eine Karte, eilte hinaus, und sah wirklich seinen Bettler wieder, der ihn mit

durchbohrenden Blicken anstierte und mit tief durchdringender Stimme die Worte sang:

„O laßt mich nicht vergebens klagen,
„Seid nicht so stolz auf Eurer Pracht;
„Ich sprach wie Ihr in goldnen Tagen,
„D'rum straft mich jetzt des Kummers Macht.“

In demselben Augenblick stürzte ein Mitspieler aus dem Spielzimmer und brachte Julius die Nachricht, daß seine Karte gewonnen habe. Julius eilte hinein, nahm die große Anzahl von Goldstücken und brachte sie dem Bettler mit den Worten: „Da nimm, das hab' ich für dich gewonnen! Jetzt entferne dich aber, denn in deiner Nähe wird mir's unheimlich.“ — Der arme Mann griff in die Saiten und sang:

„Habt Dank, habt Dank, Ihr guten Leute!
„Daß Ihr so reichlich mich beschenkt;
„Mein Herz ist stets des Kummers Beute,
„Durch eigne Schuld bin ich gekränkt.“

Er entfernte sich aus dem Vorzimmer, verfolgte aber Julius so lange mit den Blicken, bis sich dieser wieder im Spielsaale unter den Spielern verloren hatte.

Zweites Kapitel.

Unterdessen waren mehrere Jahre verflossen; Frau von Langen war auch bereits in ein besseres

Jenseits abgerufen worden, nachdem sie zuvor noch das Unglück gehabt hatte, durch die Verschwendung ihres Sohnes in die tiefste Armuth gestürzt zu werden. — Julius theilte jetzt das Loos mit allen Verschwendern; seine reichen Güter waren vergeudet und er selbst an den Bettelstab gebracht. Jetzt suchte er Schutz bei seinen einstigen Freunden, die so oft an seiner Tafel geschwelgt hatten, aber selten wurde ihm von diesen ein Bissen trocknen Brods gereicht. Sie spotteten des Thoren, der nicht besser verstanden hatte, Haus zu halten und machten ihm Vorwürfe über sein tolles Treiben während seiner guten Tage. Oft fiel ihm jetzt der Bettler und sein Klaglied ein, uud die Worte:

„Mich drückt des Mangels bittre Noth"

erpreßten ihm häufig Thränen des bittersten Schmerzens. Er dachte zurück in die Zeit seines Glückes, und wehmüthig erinnerte er sich der Tage, die ihn so glücklich gesehen hatten. Es schmerzte ihn tief, sich so verlassen zu sehen, er erkannte es jetzt recht lebhaft, aber zu spät, wie thöricht er die vom Himmel ihm verliehenen Güter verschwendet habe, und zuweilen glaubte er vom Wahnsinn befallen zu werden. Er weinte bittere Thränen, wenn er seine ehemaligen Güter betrat, welche jetzt von Fremden bewohnt wurden, die ihn mit verachtenden Blicken ansahen und ihm zuweilen aus Barmherzigkeit etwas Warmes reichten. Julius war ein trauriges

Denkmal einstiger Größe, und er würde sich höchst glücklich gefühlt haben, wenn er die Möglichkeit gefunden hätte, das Vergangene vergessen zu können. Aber dieser Wohlthat sollte er sich nicht erfreuen, und immer neu drückte sich seinem Gedächtnisse das Bild der Vergangenheit auf. Er sah es bald ein, daß in seinem Vaterlande sein Herz nimmer gesunden würde, denn jeder Baum, der heute noch seine Früchte darbot, wie ehemals in den schönen Tagen des reichen Edelmanns, jede Blume, die gerade so ihre Wohlgerüche verbreitete, wie einst in seiner sorgenfreien Zeit — schien ihm neckend zuzurufen: „Sieh, Verschwender, wir sind noch, was wir waren, wir tragen unser bescheidenes Glück in uns selbst und beglücken zugleich die Menschen, während du dir selbst zur Last und deinen Mitmenschen zum Ueberdruß bist!" — Er war bedauernswerth, und doppelt unglücklich auf dem Boden, der ehemals Zeuge seiner Größe gewesen. Er fühlte dieß recht lebhaft und entschloß sich daher, die Heimath zu verlassen, wo jeder Schritt seine Wunde von neuem erbluten machte. —

Das Elend, diese große Lehrmeisterin, war aber nicht ganz ohne gute Folgen für ihn, denn jetzt richtete er die Blicke nach Dem, von dem allein Glück und Segen ausgehen. Gott, die höchste Güte, war früher nie der Gegenstand seiner Betrachtung gewesen; denn nie hätte er in solch' namenloses

Elend verfallen können, wenn er seinen Reichthum als ein Geschenk Gottes angesehen hätte; er würde denselben als anvertrautes Gut betrachtet haben, über das er nur insoferne verfügen dürfte, als die Anwendung auch gottgefällig gewesen wäre. Jetzt aber lehrten ihn Noth und Trübsal, wie sehr er Gott durch seinen Lebenswandel beleidigt habe, und mit zerknirschtem Gemüthe betrat er das Haus Gottes, um vor seiner Entfernung aus seiner Heimath auf demselben Boden, wo er gesündigt hatte, auch das Bekenntniß seiner großen Schuld niederzulegen. — Ein reuiger Sünder betrat er den Tempel des Herrn, legte ein freies Sündenbekenntniß ab und bat seinen Beichtvater mit kindlichem Gemüthe um eine heilsame Buße und Vergebung seiner großen und zahlreichen Sünden. Diese Buße ward ihm auferlegt, und die Vergebung seiner Sünden mit der Bedingniß zugesichert, wenn er diese Buße gethan haben würde. Sie bestand darin, daß er als Pilger nach Rom zu wandern, dort im Kloster della croce beim Abte nochmals zu beichten habe und sich streng nach der Buße richten müsse, die ihm dieser fromme Vater auferlegen werde.

So schwierig ihm diese Aufgabe auch zu sein schien, so nahm er sich doch vor, sie zu lösen. Nur wußte er nicht, woher er bei seiner großen Armuth Pilgerkleider nehmen sollte. Aber er staunte nicht wenig, als ihn der Pfarrer darüber beruhigte

und sagte, daß dafür schon gesorgt wäre. In der That überreichte er ihm am folgenden Tag ein vollständiges Pilgergewand nebst Hut und Stock, ja sogar die Muscheln waren sorgfältig an Rock und Hut angebracht. — Er legte diese Kleidung an und begann ungesäumt seine Wanderung.

Gerührt entfernte er sich von seinem Beichtvater, der ihn mit den nöthigen Reisemitteln, so wie auch mit etwas Geld versah, und verließ den Ort, der Zeuge seiner einstigen Größe, aber auch seiner tiefsten Erniedrigung gewesen.

Als er am Ende des Dorfes an den Kirchhof gelangte, dessen Mauer hart an die Straße stieß, wurde er von einem Schmerzgefühle überfallen, das ihm die Brust zu zersprengen drohte. Denn innerhalb dieser Mauer war die Gruft angebracht, in der seine Eltern ruhten. Es schien ihm, als sähe er seinen Vater aus derselben hervorsteigen, er glaubte dessen klagende Stimme zu vernehmen, die ihm in zärtlich-väterlichem Tone zurief:

„Mein Sohn! mein Sohn! Warum hast du das gethan? Du weißt es, mit welcher Liebe ich dich geliebt habe; warum hast du meinem Namen so viel Schande zugefügt?" — Julius kniete nieder und sah dabei zurück in das Dorf und das liebliche Thal, dessen Gutsherr er ehedem gewesen. Er überschaute die lange Strecke von Waldungen, die kornbeladenen Aecker, die unter ihrer Schwere

fast erliegende Weinrebe, und laut weinend rief er aus: „Alles dieses ist nicht mehr mein! Ich habe es mit unverzeihlichem Leichtsinn verschwendet! O guten Eltern, Verzeihung, Verzeihung Eurem gefallenen Sohne! Ich bereue meine Fehler, kann sie aber nicht ungeschehen machen. Betet für mich zu Gott dem Allgütigen, betet, geliebte Eltern, daß sich der Allvater meiner erbarme und mich nicht verstoße! — Schlafet wohl, schlafet wohl, gute Eltern, und verzeihet Eurem unglücklichen Sohne!“ —

Er raffte sich auf, warf noch einen wehmüthigen Blick auf die reichlich gesegnete Ebne und eilte dann hinweg von einer Stelle, die mit feuriger Schrift die Worte vor seine Sinne zu führen schien:

„Mein Herz ist stets des Kummers Beute,
„Durch eigne Schuld bin ich gekränkt.“

Er hatte sich als Pilger bei allen Frommen, bei denen er auf seiner Reise Obdach verlangte, einer guten Aufnahme zu erfreuen, und sein Herz thaute auf bei der Erfahrung, daß man, auch ohne Reichthümer zu besitzen, Andere beglücken könne. Denn die Milch und das schwarze Brod, die ihm in mancher armen Hütte gereicht wurde, thaten ihm so wohl; der gute Wille der frommen Leute, die ihm eine Gabe boten, ging ihm so nahe und rührte ihn so sehr, daß er vom wärmsten Dank erfüllt

wurde. Er war oft zu Thränen gerührt, wenn ihm die Kinder auf den Straßen nachliefen und ihm aus kindlicher Frömmigkeit ihr Butterbrod aufdrängten. „O“, dachte er dann bei sich selbst, indem er seine Blicke gen Himmel richtete, „o, daß mir meine Eltern im zartesten Kindesalter eine solche Frömmigkeit eingeprägt hätten! Nie wäre ich dann so unglücklich geworden!“

Er setzte ungestört seine Wanderung fort und gelangte nach einigen Wochen zur Hauptstadt der Christenheit. Er eilte seinem ersehnten Ziele zu und hatte bald das Kloster della croce erreicht. —

Als ihm das Thor geöffnet war, bat er den Pförtner, ihn zum Abte zu führen; er erhielt aber zur Antwort, daß er den Hochwürdigen Herrn heute nicht sprechen könne; indem er den ganzen Tag im Beichtstuhl zubrächte. Er eilte sogleich in die Kirche, kniete neben dem Beichtstuhl nieder und bereitete sich würdig vor, um die lange ersehnte Buße endlich zu erfahren. Aber er mußte lange warten, bis die große Anzahl der Beichtkinder, die schon vor ihm da gewesen, ihr Sündenbekenntniß abgelegt hatten. Endlich kam der Augenblick seiner Erlösung, und mit klopfendem Herzen nahte er dem Richterstuhle.

Er beichtete mit Aufrichtigkeit, mit zerknirschtem Gemüthe und wahrhafter Reue. Es währte geraume Zeit, bis er alle Vergehen seines seitheri-

gen Lebens hererzählt hatte; er verheimlichte auch nicht, daß ihn sein Beichtvater hieher gewiesen habe und bat den Abt, ihm eine heilsame Buße zu bestimmen, die seinem Herzen Ruhe und seinem Gemüthe den ersehnten Frieden verschaffte.

Nachdem ihn der Abt mit der sorgfältigsten Aufmerksamkeit angehört hatte, sagte er: „Deine Vergehen waren groß, doch ist der allgütige Vater nicht unerbittlich und neigt sein Ohr auch zu dem größten Sünder, wenn dieser aufrichtige Reue empfindet und vom Herzen gelobt, die Sünde zu meiden und Buße zu thun. Aber die Buße muß im Verhältniß zu den begangenen Sünden sein, und da du dir große Vergehen zu Schulden kommen ließest, so sollst du erst dann deiner Sünden enthoben sein, wenn du drei Jahre lang von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt gewandert sein und keine Nacht in demselben Orte verweilt haben wirst, wo du die vergangene zugebracht. Im Laufe dieser drei Jahre mußt du aber wenigstens Eine sehr edle Handlung vollbringen, ohne daß du einen Lohn oder Dank dafür annimmst; ja du darfst, wo möglich, nicht einmal wissen lassen, daß du der Wohlthäter gewesen seiest. Denn dadurch stempelt sich der wahre Christ zum Nachfolger seines Heilands, daß er Gutes thut, ohne daß die Empfänger die Hand kennen lernen, die sie gesegnet hat. — Jetzt gehe mit

Gott! In drei Jahren will ich dich hier wieder sehen.“ —

Julius entfernte sich nach einem inbrünstigen Gebete aus der Kirche, und wurde von den Brüdern des Klosters, ohne den Abt selbst zu sehen, gut beherbergt. Am andern Morgen trat er seine Bußwanderung an, und verließ Rom mit leichterem Herzen, als er es betreten hatte.

Drittes Kapitel.

Während seiner Pilgerzeit hatte Julius stets den Befehl des Abtes vor den Augen: „eine sehr edle Handlung auszuüben.“ Es bot sich hie und da Gelegenheit hiezu dar, aber keine Edelthat schien ihm noch würdig zu sein, den Anforderungen des Abtes zu genügen; bis er endlich eines Abends während eines kalten Winters eine Stadt betrat, die auserkoren war, seinen religiösen Eifer zu erproben. — Er hatte sich in einem ihm angewiesenen kleinen Zimmer bald zur Ruhe begeben. Allein um Mitternacht, als er im tiefen Schlafe lag, wurde sein Schlafzimmer von einer so mächtigen Helle erfüllt, da er erwachte. Es kam ihm anfangs wie ein Traum vor, daß er alle benachbarten Dächer, die ganz mit Schnee bedeckt waren, von blendend hellem, feuerrothem Glanze beleuchtet sah.

Aber plötzlich erklang die Sturmglocke, und Trommeln ließen sich auf der Straße hören. Er sprang auf, trat ans Fenster, und sah aus einem großen Hause, am Ende der Straße, dicke schwarze Rauchwolken emporsteigen, aus denen furchtbare Flammen hervorbrachen. Er warf sich, so schnell er konnte, in seine Kleider, und eilte auf den Platz. Die Feuerspritzen kamen in stürmischer Eile rasselnd angefahren. Noch ließen sich aber wenige Menschen sehen; nur der Besitzer des brennenden Hauses, seine Frau und seine zwei Kinder standen halb angekleidet da, starrten die Flammen an, rangen die Hände und jammerten laut; die Dienstboten schleppten, schwer beladen, allerlei Geräthschaften aus dem Hause. Julius stellte sich an eine Feuerspritze, und bot Wasser, das von dem nächsten Brunnen in Kübeln herbeigetragen wurde. Nach und nach kamen von allen Seiten, noch schlaftrunken und fast taumelnd, Leute herbeigelaufen; sie wurden in Ordnung gestellt, um sich von Hand zu Hand die Eimer zu bieten, die sie mitgebracht hatten. Auf einmal entstand seitwärts um die Ecke des brennenden Hauses ein herzdurchdringendes Jammergeschrei. Er sprang eilends hin, um etwa zu helfen, wenn ein neues Unglück begegnet sein sollte. Zwei Kinder waren in den Flammen zurückgeblieben. Die Eltern hatten in ihrer großen Bestürzung es erst jetzt bemerkt. Der Vater stand todtenbleich da, und deu-

tete mit ausgestrecktem Arme auf ein Fenster im dritten Stockwerke; die Mutter war auf die Knie gesunken, und erhob beide Arme zum Himmel, und flehte um Erbarmen. Zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, zwölf bis dreizehn Jahre alt, standen neben ihren Eltern, schlugen die Hände über dem Kopfe zusammen, weinten und schrieen: „O unser lieber Anton! O unser guter Franz! Ach sie kommen im Feuer um; sie müssen verbrennen! O du guter Gott, barmherziger Gott, erbarme Dich ihrer!" Indeß wurde eine große Feuerleiter gebracht, und an das Fenster angelegt. Allein kein Mensch wollte sich hinauf wagen; denn eben stürzten mit furchtbarem Gekrach die brennenden Sparren des Dachstuhls zusammen. Aufs Neue stiegen dicke Rauchwolken empor, und unzählige feurige Funken regneten auf die Leute herab. Einer der zwei Männer, welche die Leiter herbeigetragen hatten, rief: „Zurück, der Hausgiebel stürzt ein!" Der Andere sagte: „Die armen Kinder sind verloren. Wenn auch Jemand sich noch hinaufwagen wollte, so wäre es doch zu spät!" Er sprang hinweg. Alles Volk zog sich erschrocken zurück. Wirklich neigte der Giebel des Hauses, der größtentheils von Holz war, und bereits brannte, sich vorwärts, und drohte jeden Augenblick herabzustürzen. Allein Julius dachte: „Im Namen Gottes sei es gewagt! Er wird mir gnädig sein!" Er kletterte so schnell als möglich

die Leiter hinauf, und erreichte, obwohl die Leiter etwas zu kurz war, das Fenster. Und was erblickte er da! — Die Kammer war von schauerlich rothem Glanze des Feuers erleuchtet. Die zwei Kinder, recht liebliche, holde Knäblein, knieten in ihren weißen Hemdchen in Mitte der Kammer, erhoben ihre Händchen zum Himmel und riefen mit vielen Thränen: „O lieber Vater im Himmel! Erbarme Dich unser! Hilf uns doch! Laß uns nicht verbrennen!“ Das Getäfel der Stubendecke und die Thüre waren bereits von den Flammen ergriffen. Julius stieß das Fenster ein, und plötzlich loderte das Feuer, das jetzt Luft bekam, mächtiger auf, und furchtbarer Rauch drang aus dem Fenster. Eilig stieg er hinein und setzte die Knaben auf das Fenstergesims. Das Volk auf der Straße erhob ein Freudengeschrei, als es die zwei Kinder erblickte. Der Pilger stieg wieder heraus, mußte aber lange mit den Füßen suchen, die Leiter zu treffen. Er sagte zu dem einen Knaben, er solle seinen Hals fest umfassen, und schlang den Arm um den andern Knaben. Er bemühte sich nun mit der noch freien Hand die Leiter zu ergreifen, und sich daran fest zu halten. Dieß war in der That höchst gefährlich. Ein lauter Schrei des Schreckens erscholl aus Aller Mund. Einer der vielen hundert Zuschauer rief: „Ach Gott, er kann sie nicht retten!“ Ein Anderer schrie: „O Gott, sie stürzen alle Drei miteinan-

der herunter!“ Mehrere Stimmen riefen zugleich: „Gott steh' ihm bei! Gott erbarme sich der Kinder!“ Auch die zwei Kinder weinten laut vor Angst und Entsetzen. Als ihn die Mutter oben an der Spitze der schwankenden Leiter mit ihren zwei Kindern beladen erblickte, als sie die Flamme und den Rauch aus den Fenstern dringen, und Feuerfunken über den edlen Mann herabregnen sah, als sie gewahrten, daß der Hausgiebel brannte, wankte und krachte — vergingen ihr die Sinne, und sie sank ohnmächtig nieder.

Und wirklich wurde es auch dem edlen Befreier und Erretter bange, wie er, mit den zwei Kindern beladen, die Leiter erfassen, und an der schwankenden Leiter, an der er sich nur mit einer Hand halten konnte, herabkommen wollte. Allein mit der Hülfe Gottes gelang es ihm! Unter dem lauten, freudigen Zurufe der Volksmenge betrat er immer eine niedrigere Sprosse, und als er kaum den Boden berührt hatte, stellte er die Kinder nieder, drängte sich durch die dichten Haufen und verschwand spurlos den Blicken der ihn suchenden Menge.

Viertes Kapitel.

Die festgesetzte Zeit war vorüber, und nach drei Jahren, an demselben Tage, läutete Julius am Thore des Klosters della croce in Rom. Es wurde

ihm geöffnet, und der Pförtner führte ihn in ein Zimmer, bat ihn, hier zu verweilen, bis er dem Abte seine Ankunft gemeldet haben würde. Er ging hinweg, und kurz darauf brachte ein anderer Diener des Klosters Speise und Trank, und der müde und hungrige Pilger labte sich. Er war nur so lange allein, bis Hunger und Durst gestillt waren, denn bald kam der Pförtner wieder und meldete ihm, daß ihn der Abt im Beichtstuhl erwarte. — Julius eilte in die Kirche und kniete im Beichtstuhl nieder, wo der Priester schon seiner harrte. Er legte heute wieder ein aufrichtiges Sündenbekenntniß nieder, sagte, daß er die vor drei Jahren ihm auferlegte Buße gethan habe, indem er während dieser ganzen Zeit nie eine Nacht zugebracht hätte, wo er am Tage vorher verweilt, zählte mehrere Wohlthaten auf, die er ausgeübt, ohne daß je der wirkliche Wohlthäter bekannt worden wäre, sagte, daß er sogar oft Andere, die ihm Böses gethan, die Früchte habe genießen lassen, die ihm, dem Helfer in mancher Noth, gebührt hätten; daß er oft Hunger und Durst gelitten, um Andern zu helfen, und wenn sie danken wollten, er plötzlich verschwunden wäre; daß es ihm mit seiner Buße der vollste Ernst gewesen sei und daher bäte, ihm die lange ersehnte Lossprechung von seinen Sünden zu ertheilen. „Ich weiß es", fügte er hinzu, „daß es unschicklich ist, im Richterstuhle Gottes von verübten Wohlthaten

zu sprechen und daß dieser Platz nur bestimmt ist, seine Fehler zu bekennen, sich selbst anzuklagen und von seinen begangenen Missethaten zu reden; allein da mich Ew. Hochwürden hieher beschieden haben, um Rechenschaft abzulegen von meinem Haushalte während meiner drei Bußjahre, so bin ich es der Wahrheit schuldig, auch nichts zu verschweigen, um so weniger, als die Freisprechung von meinen Sünden von meinem Betragen während dieser letzten Zeit abhängt. Ich bitte daher Gott den Allgütigen und Sie, Hochwürdiger Priester an Gottes Statt, auch dafür um Verzeihung, wenn Sie anders ein Vergehen darin finden."

„Ich freue mich", antwortete der Priester, „daß du zur Erkenntniß des Heils gelangt bist, und ich habe während deiner Wanderjahre oft zu Gott gebetet, daß Er dein Herz erleuchten wolle. Ich künde dir Vergebung deiner Sünden an. Der Herr, der dich vom Wege des Verderbens abgeführt hat, möge dich stets mit seinem Vaterauge bewachen, daß du nie mehr fallest. Fahre fort, Gott immer vor Augen zu haben, er sieht alle deine Handlungen, er ist dir immer gegenwärtig und sein Geist umweht dein Wachen und deine Träume. Ist er aber allgegenwärtig, so dürfen wir auch im tiefsten Dunkel nicht sündigen, denn sein Alles durchdringendes Auge sieht unsere Handlungen, und wollten wir uns auch in den Schooß der Erde verkriechen.

Wandle stets auf dem Wege des Herrn, und er wird dich nie verlassen. Frage auch nicht, wie es dir in der Folge gehen werde, denn ebenso wie es Sünde ist, die Geschenke Gottes leichtsinnig zu verprassen, ist es auch Sünde, in der Armuth zu verzweifeln. Er, der ewige Sorger, verläßt seine Geschöpfe nicht, die unermüdlich ewig schaffende Vaterhand sorgt für alle Menschen und alle Creaturen. Darum verzage nicht! Der Allbarmherzige wird schon helfen. Jetzt gehe mit Gott, lebe in Gott und seinem eingebornen Sohne Jesus Christus, der mit Gott und dem heiligen Geiste ewig regiert und mit Freuden den reuigen Sünder wieder aufnimmt. Vertraue dem Herrn, denn die dem Herrn vertrauen, werden gleich sein dem Berge Sion, der nimmermehr erschüttert wird.“ Besonders aber empfehle ich dir, in den Tagen der Versuchung deine Zuflucht zu der Fürbitte der heiligen Jungfrau zu nehmen, denn wir haben sprechende Beweise von der heilsamen Wirkung, die das Vertrauen zur Gottesgebährerin hervorgebracht hat. Unter vielen andern möge dir folgender Beweis als Muster dienen.

Der heilige Franz von Sales, Fürstbischof von Genf, der gegen das Ende des sechzehnten und den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts lebte, war in seiner Jugend schon ein Muster von seltner Frömmigkeit und Gottesverehrung. Als er sechzehn Jahre alt war und seine Studien zu Paris vollendet hatte,

ließ Gott es geschehen, daß seine Einbildungskraft mit dem schwermüthigen Gedanken erfüllt wurde, er gehöre zu den Verworfenen. Dieser Gedanke wirkte so heftig auf seine Seele, daß er darüber seine Ruhe verlor und weder essen noch trinken konnte. Er verdorrte zusehends und kam der Auszehrung nahe. Der süße Trost der himmlischen Liebe war für ihn verschwunden; er gedachte des sanften Friedens und der heiligen Ruhe, deren er sich vor diesem bittern Sturm erfreut hatte; und diese Erinnerung verdoppelte seinen Schmerz. „So war denn jene glückselige Hoffnung vergebens", seufzte er, „die mit der Milch der Erwartung mich nährte, daß ich in dem Ueberfluß der Wonne des Hauses Gottes trunken werden und in den Strom ewiger Entzückungen versinken würde! O ihr lieblichen Hütten des Hauses Gottes, also soll mein Auge euch niemals sehen; nie soll ich in dieser wunderbaren und lieblichen Wohnstätte der Burg des Herrn wohnen?" — Einen ganzen Monat hindurch schmachtete er in diesen schweren Aengsten und Bitterkeiten des Herzens, die er mit der Angst des Todes und den Qualen der Hölle verglich; er seufzte den ganzen Tag, und konnte Nachts nicht schlafen.

Endlich begab er sich, von einer innerlichen, göttlichen Stimme gemahnt, in eine Kirche, um die Gnade Gottes über sein Elend anzurufen. Dort warf er sich vor dem Bilde der allerseligsten Jung-

frau nieder und flehte diese Mutter der Barmherzigkeit an, daß sie seine Fürsprecherin bei Gott sein und seine Güte zu bewegen suchen möchte, daß er, wenn er ja so unglücklich sein müßte, nach dem Tode auf immer von ihm getrennt zu werden, ihn doch wenigstens während seines irdischen Lebens aus voller Seele lieben könnte.

Das Gebet, das er unter Thränen betete und während dessen sein Herz von unaussprechlichem Schmerz zermalmt war, lautete:

„Gedenke, o huldreiche Jungfrau Maria! daß noch Niemand, der unter deinen Schutz geflohen und dich um deine Fürbitte angerufen hat, von dir verlassen worden. Vom Vertrauen auf deine Gnadenfülle beseelt, eile ich zu dir, Jungfrau der Jungfrauen, zu dir, o Mutter, fliehe ich; seufzend steh' ich vor dir, ein armer Sünder! Wolle nicht meine Worte verachten, Mutter des ewigen Wortes, sondern wende dich huldreich zu mir und erhöre mich! Amen.“

Kaum hatte er dieses Gebet vollendet, so empfand er auch schon die Wirkung des Beistandes der Mutter Gottes; es flohen die unglückseligen Täuschungen, und Trost und wonnige Freude kehrten wieder zurück in seine Seele, über sein ganzes Wesen, welches dichte Finsterniß bedeckt hatte, ergoß sich nun ein Strom erquickenden Lichtes.

Jener Kampf und dieser Sieg, jene Gefangenschaft und diese Befreiung, jene Schwermuth, und diese Freude, jener Sturm und diese Ruhe, verschafften ihm seit jener Zeit so große Gewandtheit in der Behandlung geistiger Waffen, daß sein Geist gleich einer reichen Vorrathskammer für diejenigen war, die ihm ihre Versuchungen offenbarten; er war ihnen gleich dem Thurme Davids, von welchem tausend Schilde und allerlei Waffen herabhingen. Besonders empfahl er, daß man in schweren Versuchungen zu der mächtigen Fürsprache der allerseligsten Jungfrau seine Zuflucht nehmen sollte, die für den Feind der menschlichen Seele schrecklich ist, gleich einem wohlgeordneten Kriegsheere."

Julius wurde durch diese Zusprache sehr gestärkt und von neuem belebt. Nachdem er den priesterlichen Segen erhalten hatte, verließ er den Beichtstuhl und betete noch aus der tiefsten Tiefe seiner Seele.

Er trug großes Verlangen, diesen würdigen Priester persönlich kennen zu lernen. Denn sein frommer Eifer und seine Demuth im Hause des Herrn haben es weder dießmal noch vor drei Jahren zugelassen, seinen Beichtvater, den er nur im Beichtstuhle getroffen, von Ansicht zu Angesicht zu sehen, und als sich derselbe aus der Kirche entfernt hatte, kniete Julius noch in frommen Gebeten an des Altars Stufen und hatte das Entfernen des

Abtes nicht gewahrt. — Er war daher gesonnen, nachdem er auch die Kirche verlassen hatte, sich dem Abte in seiner Wohnung vorzustellen.

An der Kirchthüre traf er den Pförtner, und als er diesem sein Anliegen vortragen wollte, kam er ihm entgegen und sagte, daß er vom Herrn Abte beauftragt sei, den Fremden, sobald er die Kirche verlassen haben würde, zu demselben zu führen. Julius war sehr erfreut, als er seine Bitte, ehe er sie ausgesprochen hatte, schon gewährt sah, und folgte dem Pförtner.

Er wurde durch mehrere Kreuzgänge geführt, und gelangte endlich an eine kleine Thüre, die der Pförtner öffnete und dem Abte, der sich im Zimmer befand, anzeigte, daß er den Fremden brächte. Auf einen Wink des Abtes entfernte sich der Pförtner, und Julius trat ein.

Aber wie vom Donner getroffen, blieb er bewegungslos stehen! Er traute seinen Sinnen kaum, und seine Kniee fingen an heftig zu zittern. Eiskalt überlief es ihn, und sein Herzblut schien zu stocken. Denn er sah nicht den Abt vor sich, nicht den ehrwürdigen Priester, nicht den ermuthigenden Freund und Tröster in priesterlichem Gewand, sondern den wohlbekannten Bettler in seinen Bettlerkleidern.

Es entstand eine lange, schauerliche Pause. Der Abt, denn er war es selbst, der die ärmlichen

Kleider angelegt hatte, wollte dem nun gebesserten Verschwender noch ein Bild aus seinen früheren Tagen vorführen, und Vergangenheit und Gegenwart miteinander verschmelzen. Julius fand keine Worte; er versuchte es einigemal, seine grausenhafte Furcht durch einige Töne kund zu geben; aber die Stimme versagte ihm, denn mit dieser unsäglichen Furcht war zugleich ein Gefühl von Verehrung in ihm rege geworden, von Verehrung, wie man sie nur Gestalten aus höheren Regionen weiht. Er erkannte es jetzt, daß er sich damals nicht getäuscht habe, als er in dem warnenden, ihn stets verfolgenden Bettler mehr als einen gewöhnlichen Bettler erkannt hatte, und seine Furcht und das eigene Gefühl von Rührung, die ihm der vermeintliche Bettler eingeflößt hatte, wurden jetzt als gegründet gerechtfertiget. — Der Abt in des Bettlers Kleidung war ihm eine Erscheinung, die ihm seine ganze Vergangenheit noch einmal recht lebhaft vor seine Sinne führte und ihn mit Scham und Reue erfüllte. Sein Gefühl wurde endlich überwältigt, und ohne ein Wort zu sprechen, sank er laut weinend zu den Füßen des Abtes nieder.

Dieser, der allem Anschein nach eine solche Wirkung hervorbringen wollte, hob ihn sanft auf, drückte ihn mit Innigkeit an sein Herz und sagte mit schwankender Stimme: „Es ist genug, Julius! Jetzt kennst du deinen ehemaligen Bettler und wirst

dir auch denken können, warum dich dein Beichtvater in deinem Dorfe zu mir nach Rom verwiesen hat, um dir da eine heilsame Buße auferlegen zu lassen. Diese Verordnung von deinem hochwürdigen Pfarrer ging von mir aus, und ich danke und lobe Gott, daß unser gemeinschaftlicher Zweck nicht verfehlt wurde. — Du staunst, und hast auch wahrscheinlich nicht begreifen können, warum ich dich mit dem vertraulichen Du angeredet habe, was sich in der Regel sogar der Beichtvater nicht gegen sein Beichtkind erlaubt; aber es soll dir alles klar werden, und mein besonderes Interesse für dich wird dir auch kein Räthsel mehr sein, wenn du folgende Geschichte gehört haben wirst. — Jetzt setze dich nieder; ich verlasse dich auf Augenblicke, werde aber bald wieder bei dir sein."

Der Abt ging in ein anderes Zimmer, kam aber bald wieder umgekleidet zurück. Er setzte sich Julius gegenüber an ein kleines Tisch'chen, auf welches er ein Kästchen stellte, das er aus dem Nebengemach mitgebracht hatte, und begann folgende Erzählung:

Fünftes Kapitel.

„Ich stamme aus einem edlen Geschlechte", begann der Abt seine Geschichte, „und war der zweite Sohn meiner Eltern, die Alles aufgeboten

hatten, ihren beiden Söhnen eine gute Erziehung geben zu lassen. Da mein Bruder als der älteste Sohn die Aussicht hatte, einstiger Besitzer der väterlichen Güter zu werden, so mußte ich bedacht darauf sein, während meiner Studienzeit mir viele Kenntnisse zu sammeln, um mit denselben meine Existenz für die Zukunft zu sichern.

Sobald ich die ersten Begriffe von Gott erhalten hatte, liebte ich ihn auch herzlich; und die ersten Laute, die ich lallen konnte, waren: „Gott und meine Eltern liebe ich sehr!“ Ich erkenne es mit den tiefsten Dankgefühlen, daß Gott die Liebe zu seinen heiligen Geboten so frühzeitig in mein Herz gelegt hatte; denn schon in dem Alter, wo man genug zu thun glaubt, wenn man die Kinder spielend unterrichtet, wendete ich mich zu ernsten Beschäftigungen. Das Lesen andächtiger Bücher war meine Lust. Ich besuchte die Kirche, wohnte der Christenlehre bei, und bat meine Eltern um Almosen für die Armen; ja um der Noth dieser Unglücklichen nach meinen Kräften entgegen zu kommen, entzog ich mir oft einen Theil meiner Nahrung.

„Es klingt unbescheiden, wenn ich einige Züge aus meinem Leben hervorhebe, die mir zur Ehre gereichen müssen. Ich weiß das, lieber Julius! Aber ich kann nicht anders; ich hab' mir einmal vorgenommen, dir meine Lebensgeschichte offen und

treu zu erzählen, und darf dir daher auch gar nichts verheimlichen. Zudem hört uns ja kein Dritter, und der Zweck, der mich hiezu leitet, entschuldigt diese anscheinende Unbescheidenheit.

„Wie sehr ich indessen auf meine Weise Werke der Barmherzigkeit ausübte, so vernachlässigte ich dennoch darüber meine Anlagen zu den schönen Wissenschaften nicht, und brachte es bei meinen Eltern dahin, daß sie mich in ein Collegium schickten. Ich machte durch angestrengten Fleiß gute Fortschritte; aber der Gedanke, daß alles, was ich war und was ich wußte, von Gott komme, war die Erstlingsfrucht meiner wissenschaftlichen Bestrebungen. Ich beschloß daher, mich dem Herrn für immer zu weihen, und ohne eine Einwirkung von Außen, bestimmte ich mich für den geistlichen Stand.

„Während meiner vorgerückten Jünglingsjahre, schützten mich meine ununterbrochenen Studien gegen die Gefahren, welchen mich der Umgang mit meinen Mitschülern sonst oft ausgesetzt hätte. Um jeder zweideutigen Verbindung mit Leuten meines Alters auszuweichen, verließ ich mein Zimmer nur, wenn ich die Kirche oder die Collegien besuchte.

„Meine Lieblingskirche war eine, außerhalb der Stadt auf einem Hügel gelegene Kapelle, die der Mutter Gottes geweiht war. Das Gnadenbild der hochheiligen Jungfrau Maria wurde vor zwei Jahrhunderten auf jener freundlichen Anhöhe zur

öffentlichen Verehrung aufgestellt Ewig werde ich den Eindruck nicht vergessen, den jenes liebliche Bild auf mich gemacht hat! Es sprach Andacht erwe- ckend zum Herzen und Inbrunst erweckend zum Geiste, und wo das Gebet der Bedrängten und Un- glücklichen aus vertrauendem Herzen und aus gläu- biger Seele fließt, „da erfüllt Gott der Herr die frommen Wünsche seiner Verehrer; er hört ihr Schreien, und hilft ihnen.“ Und wo die Mutter der göttlichen Gnade, als Heil der Kranken, als Zuflucht der Sünder, als Tröſterin der Betrübten und als Hülfe der Christen fürspricht, da entbrennt die göttliche Liebe, die am Kreuze ihr Blut für uns vergossen hat, und die Verdienste dieses göttlichen Opfers versühnen das milde Herz des allmächtigen Vaters, und der Gnadenhimmel hellt sich in seiner Macht und Liebe aus, und die Barmherzigkeit des Himmels thaut segnend auf die harrende Erde her- nieder.

„Diese Kapelle also, die mir am geeignetsten schien zur geistigen Sammlung, besuchte ich vor- zugsweise. Hier war es, wo ich vor dem Bilde der allerseligsten Jungfrau knieend die reine Gottes mutter zur Zeugin des Gelübdes ewiger Keuschheit nahm, das ich daselbst ablegte. Der Grund, wel- cher mich hiezu bewog, war, mich um so mehr zur strengsten Wachsamkeit zu verpflichten, die bei dem sündigen Menschen so sehr Noth thut, und der Herr

segnete meinen Entschluß und krönte meine Hoffnungen.

„Da es mir mehr darum zu thun war, die Unschuld meines Herzens zu bewahren, als durch schimmernde Fortschritte in den Wissenschaften mich auszuzeichnen, so suchte ich unter den Lehrern jener Hochschule den frömmsten und gelehrtesten aus, und wählte ihn zu meinem geistlichen Führer. Er gehörte der Gesellschaft Jesu an, und nach kurzer Zeit ward ich sein Liebling. Ausübung guter Werke, die strengste Enthaltsamkeit von allen übermäßigen Genüssen und ein sittlich-religiöser Lebenswandel, zeichneten mich jetzt mehr als früher von den Jünglingen aus, mit denen ich öfter zusammenkommen mußte. Da jedoch mein eingezogenes Leben für mehrere dieser Lüstlinge einen geheimen Vorwurf enthielt; da ihr eigenes Thun und Treiben mit meinem Wandel keinen Vergleich aushalten konnte, und ihr Unwille darüber rege wurde, daß sie mich nicht leicht in ihre Ausschweifung herabziehen konnten, so verschworen sie sich, mich von der Bahn der Tugend mit Gewalt abzubringen. Gewöhnliche Anlockungen, gemeine Versuchungen wollten nicht ausreichen, und so mußte ein künstliches Gewebe angelegt werden. Trug und List sollten es ausführen. — Aber wieder stand mir die heilige Jungfrau mit ihrer Fürbitte um Stärke bei, und die Ränke der Feinde wurden zu Schanden.

„Kurze Zeit nach diesen überstandenen Kampfjahren empfing ich die Weihe. Meine Eltern sollten meinen Ehrentag nicht mehr erleben, und starben schon ein Jahr vorher.

„Dreißig Jahre sind seit jener Zeit bereits verflossen, und ich brachte den größten Theil derselben in Indien zu, denn dorthin ward ich als Missionär geschickt. Ich arbeitete daselbst mit großem Segen und brachte viele Götzendiener in den Schooß der Kirche.

„Es sind aber jetzt schon mehrere Jahre, daß ich wieder zurückgekehrt bin, und die Stelle als Abt in diesem Kloster versehe. Mein vorgerücktes Alter vermochte den heiligen Vater, mich von dem schwierigen Posten eines Missionärs abzurufen und denselben durch junge Geistliche zu besetzen, die ebenfalls zum Heil der Menschen und zur Ehre Gottes in fernen Ländern arbeiten.

„Auch auf meiner Rückreise war ich mancher frommen Seele ein willkommener Gast. Denn auch in christlichen Landen wird das Bedürfniß und das Verlangen nach einem Seelsorger oft hart empfunden, und die armen Landleute, die fünf bis sechs Stunden vom Wohnsitze des Pfarrers entfernt sind, schmachten zuweilen vergebens in ihren letzten Stunden nach einem Geistlichen, der wegen der großen Entfernung selten zur gehörigen Zeit eintreffen kann, auch zuweilen in demselben Augenblick auf die ent-

gegengesetzte Seite der Pfarrei, ebenfalls mehrere Stunden entfernt, gerufen worden ist. — So kam ich eines Tages in eine alleinstehende Mühle. Ich sah es schon von außen, daß hier etwas Ungewöhnliches vorgehen müsse; denn trotz des günstigen Wasserstandes waren die Mühlräder außer Thätigkeit und die Schließe heruntergelassen. Als ich aber erst in das Zimmer trat, fand ich alle Gesichter verstört und in tiefer Trauer. Ich fragte nach der Ursache, und erfuhr, daß der Müller während der vergangenen Nacht sehr krank geworden sei und man an kein Aufkommen denken könne. Ich ließ mich zu dem Kranken führen, und da ich in der Regel Alles bei mir hatte, was für den Priester am Todesbette eines Christen nothwendig ist, so war ich in den Stand gesetzt, dem Kranken nöthigen Falls beizustehen.

„Ich fand ihn dem Tode ziemlich nahe, aber noch bei vollem Verstande. Außer sich vor Freude über das Glück, vor seinem Tode noch einen Priester zu sehen, sagte er: „Hochwürdiger Herr! Ich preise Gott, daß ich noch, bevor mich Gott aus diesem Leben abruft, Ihren heiligen Segen empfangen kann.“ — Er bat mich, seine Beichte zu hören, und die Umstehenden entfernten sich. Da er, durch die heilige Beicht mit Gott versöhnt, und mit mir auch allein war, fragte er: „Werde ich wohl sterben, Ew. Hochwürden?“

„Ich glaubte, der Mann fürchte den Tod, und sagte daher, um ihn zu beruhigen: „Ich habe wohl Manche gesehen, die sich von noch schwereren Krankheiten erholt haben; man muß nur sein Vertrauen auf Gott setzen, der unumschränkter Herr über Leben und Tod ist.“

„Aber doch“, erwiderte ich, „diese Frage würde Euch ein Arzt besser beantworten, als ich. Was ich Euch sagen kann, ist, daß ich Eure Seele in sehr guter Ordnung sehe; und es wäre leicht möglich, daß Euch zu einer andern Zeit der Tod nicht so gut vorbereitet fände. Das Beste, was Ihr thun könnt, ist, daß Ihr Euch das Verlangen nach einem längern Leben aus dem Sinne schlaget, und Euch dem göttlichen Willen und seiner Barmherzigkeit vollkommen anheimstellet; denn sein Wille ist ohne Zweifel Euer Bestes.“

„Ach, hochwürdiger Herr“, erwiderte der Müller, „nicht darum, weil ich zu sterben fürchte, stelle ich diese Frage an Sie, sondern vielmehr, weil ich fürchte, daß ich nicht sterben werde! Denn es würde mir schwer fallen, wenn ich von dieser Krankheit wieder aufkommen müßte.

„Diese Äußerung befremdete mich, denn ich wußte wohl, daß das Verlangen zu sterben gewöhnlich ganz vollkommenen Seelen eigen ist, bei unvollkommenen Gemüthern aber meist in der Verzweiflung oder doch in tiefer Schmermuth seinen

Grund hat. Ich fragte ihn daher, ob ihm etwa das Leben zuwider sei, und woher ihm der Ueberdruß vor Etwas käme, dessen Liebe doch so natürlich ist.

„Liebster Herr!" antwortete er, „der Schein dieser Welt kömmt mir so geringfügig vor, daß ich gar nicht begreife, wie so viele Menschen dieselbe lieben können. Wäre es nicht der Wille Gottes, daß wir hier so lange ausharren, bis Er uns abruft, so wäre ich längst nicht mehr hier."

„Ich konnte nicht anders denken, als dieser Mann sei durch ein besonderes Leid heimgesucht worden, das ihm das Leben verbittere und eine so große Sehnsucht nach dem Tode in ihm erregte. Ich fragte ihn daher, ob er irgend einen geheimen Kummer habe, ob körperliche Schmerzen ihn so unerträglich peinigten, oder ob sein Vermögen zerrüttet sei?

„Dieß alles nicht", erwiderte er, „ich war gesund bis zu meinem siebenzigsten Lebensjahre, in dem ich jetzt bin, auch habe ich mehr zeitliche Güter, als ich brauche, und kenne, Gott sei Dank! die Armuth nicht."

„Ich fragte ihn ferner, ob vielleicht seine Frau oder seine Kinder ihm Ursache zur Unzufriedenheit gegeben hätten."

„Sie haben mir im Gegentheil alle mögliche Freude gemacht", versetzte der Müller, „und mir

nie den geringsten Verdruß verursacht, so daß, wenn es mir aus irgend einem Grunde schwer fallen könnte, diese Welt zu verlassen, es nur der sein würde, weil ich von ihnen scheiden muß."

„Da ich noch immer nicht begreifen konnte, aus welchem Grunde der Mann seines Lebens überdrüssig sei, sprach ich zu ihm: „Aber saget mir, woher kommt Euch dieß große Verlangen zu sterben?"

„Hochwürdiger Herr!" antwortete er, „ich habe in den Predigten so viel Liebliches und Wunderbares von dem künftigen Leben und von den Freuden des Himmels gehört, daß mir diese Welt wie ein wahrer Kerker vorkömmt."

„Und hierauf sprach der fromme Mann aus seinem vom Vorgefühl der Himmelswonne überströmenden Herzen so viel Wunderbares von den Freuden der ewigen Seligkeit, daß ich darüber entzückt und zu Thränen gerührt wurde; denn ich sah wohl ein, daß Gott selbst ihn hierüber belehrt, und nicht Fleisch und Blut, sondern der göttliche Geist diese Dinge ihm geoffenbart habe.

„Von so erhabenen und himmlischen Betrachtungen stieg er dann zu dem Elend dieser Erde herab, schilderte die erhabensten Würden, den überschwenglichsten Reichthum und die süßesten Freuden dieser Welt als leere Armseligkeiten; er sprach hie-

rüber mit so tief innigem Gefühl, daß er mir selbst jede Freude an diesen Dingen nahm.

„Um ihn jedoch zu der heiligen Gleichmüthigkeit zu führen, welche sich ruhig gefaßt hält für alle möglichen Fälle, weil sie in Allem, was ihr begegnet, den Willen Gottes erkennt, suchte ich ihn in der vollkommenen Ergebung in Gottes heiligen Willen zu stärken. Wenige Stunden hernach, nachdem er die letzte Oelung ans meinen Händen empfangen hatte und bereit war, Leben und Tod gleich dankbar vom Herrn anzunehmen, hauchte er sanft seine fromme Seele aus. Aus seinem Angesichte, welches welches nach dem Tode lieblicher war, als bei seinem Leben, leuchtete die Schönheit eines verklärten Geistes, der im Entfliehen aus dem Körper noch Spuren seiner neuen Herrlichkeit zurückläßt.

„Aehnliche Auftritte erlebte ich öfter, und die Freudengefühle, die sich des Dieners Gottes bemächtigen, wenn er eine solche reine Seele findet, sind unbeschreiblich.

„Nachdem ich mein Amt als Abt angetreten hatte, wurde die Lust in mir rege, etwas von meinem einzigen Bruder, der meine ganze noch lebende Verwandtschaft ausmachte, zu erfahren. Ich schrieb an den Geistlichen in meinem Geburtsort, bat ihn, mir Auskunft von dem dortigen Gutsbesitzer zu geben, ob er noch lebe, wie er sich befinde, wie stark seine Familie sei u. s. w. — Es währte nicht lange,

so erhielt ich einen Brief, in welchem mir der brave Pfarrer anzeigte, daß mein Bruder schon mehrere Jahre todt sei, daß ihn Gott nur mit einem einzigen Sohne gesegnet habe, der aber leider der braven Familie keine Ehre mache. „Der einzige Sohn des verstorbenen gnädigen Herrn", so lauteten die Worte in des Pfarrers Brief, „ist ein Verschwender, ein Wüstling, ein gottvergessener Mensch, welcher der Stimme der Religion kein Gehör gibt und mit seiner Verschwendungssucht sein zeitliches und ewiges Verderben herbeiführt."

„Du kannst dir denken, lieber Julius, wie tief mich diese Botschaft verletzte. Unsere Familie, deren ehrbarer Adel bis zu vielen Jahrhunderten hinaufgeht, soll in ihrem letzten Sprossen einen Wüstling, einen Sünder sehen! Diese Nachricht machte mich wahrhaft unglücklich! „Wie", dachte ich, „du hast dir in weiter Ferne so viele Mühe gegeben, um Götzendiener zum Lichte und zum Wege des Heils zu führen, und sollst einen Gotteslästerer in deiner eigenen Familie, im letzten Sprosse deines Geschlechtes haben? Nein, das darf nimmermehr fortdauern!" — Ich machte mich auf, reiste in mein Vaterland, und besuchte nach mehr als dreißig Jahren meinen Geburtsort wieder zum ersten Male. Ich kehrte bei dem würdigen Seelsorger ein, und wir hatten keine kleine Freude, als wir uns als alte Universitätsfreunde wieder erkannten.

„Ich beobachtete im Stillen, und ungesehen von Jedermann, das tolle Treiben meines Neffen, und Julius, du warst wirklich ein gottvergessener Wüstling! Mein Herz blutete, als ich dein Betragen mit eigenen Augen sah. Ja staune, lieber Julius! ich bin wirklich deines Vaters Bruder, und der zweite Sohn des seligen Herrn Albert von Langen!“

Schluchzend fiel Julius seinem Oheim um den Hals und konnte keine andern Worte hervorbringen, als: „Mein Onkel! mein geliebter Onkel! Verzeihung!“

Der Abt beruhigte ihn mit den Worten: „Es ist dir verziehen, und Alles ist vergessen. Denn abgesehen davon, daß das Sündenmerken uns nicht erlaubt ist, dürfte ich deiner Sünden um so weniger mehr gedenken, als Gott derselben auch nicht mehr gedenkt. Wie sollte ich nun mit meinen Gedanken auf etwas verweilen, das bei Gott vergessen, vernichtet und vertilgt ist? Beruhige dich daher nur darüber und höre den Schluß meiner Erzählung:

„Wie ich von dem Geistlichen in deinem Orte erfuhr, hatte sich derselbe viele Mühe gegeben, dich auf den Weg des Heils zurückzuführen, aber vergebens! Du fuhrst fort in deinem wilden Treiben, und es stand zu befürchten, daß dein ganzes Erbe bald verschwendet sein würde. — Davon dir nun so

viel als möglich davon zu erhalten, wählte ich ein eigenes Mittel, das mir zu meinem Zwecke verhelfen sollte. Da mir nämlich der Pfarrer sagte, daß von deinem guten Herzen, das immer zum Verschenken bereit sei, Vieles erwartet werden könne, so legte ich Bettlerkleider an und verfolgte dich längere Zeit wie dein Schatten. Ich wiederholte dir immer dasselbe Lied, weil ich von dem Eindruck überzeugt war, den es das erste Mal auf dich gemacht hatte. Du warst in deinen erlaubten Empfindungen eben so heftig und verschwenderisch, als du es bei den verderblichen Leidenschaften warst. Du schenktest mir nach und nach große Summen in Gold, die wohl hinreichten, das Glück eines sparsamen und vernünftigen Mannes zu gründen. Ich hab' dir sie getreulich aufbewahrt, und da ich jetzt von deiner Besserung überzeugt bin, so gebe ich dir sie hiemit zurück."

Der Abt öffnete das auf dem Tische stehende Kästchen, welches angefüllt war mit Goldstücken und andern kostbaren Gegenständen, die er alle dem gebesserten Neffen überreichte, der sich von seinen Gefühlen überwältigt, dem geliebten Oheim abermals in die Arme warf und am Herzen des väterlichen Freundes seine Thränen reichlich fließen ließ.

Nach einer langen Pause nahm der Abt das Wort wieder und sprach: „Du hast nun das Leben auf verschiedene Weise kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, lieber Julius! Der Sinnentaumel, der die übermüthige Jugend berauscht, hat dich ins Verderben gestürzt; du hast alle Freuden des Lebens in vollem Maaße genossen; aber nicht zufrieden damit, hast du noch Andere deines Gleichen mit hineingezogen und mit schwelgen lassen. Du fröhntest der Genußsucht bis zum Ueberdruß, und was Andern noch zum Vergnügen gereichte, ward dir zum Eckel. So geht es aber mit allen irdischen Genüssen; ist man einmal zur Sättigung gelangt, so verwandelt sich Sehnsucht in Ueberdruß, und der Genuß selbst wird zuwider. Wie ganz anders aber ist es mit den geistigen, mit den Seelengenüssen! Je mehr man von denselben kostet, je mehr Sehnsucht wird im Herzen erweckt, sie genießen zu wollen, und man fährt fort, immer edler zu handeln, frommer zu werden und sich vollkommner zu machen, um den vollkommenen, längst verblichenen, aber doch ewig fortlebenden großen Männern immer ähnlicher zu werden. Strebe daher fortan, geliebter Julius, nur in der Tugend deine Freude zu suchen! Fahre fort auf dem Wege zu wandeln, den du in letzter Zeit betreten hast; sei rechtschaffen und aufrichtig gegen Jedermann, übe ein bürgerliches Gewerbe aus, verfalle nie mehr in die Begierde, große Reichthü-

mer zu besitzen, sondern begnüge dich damit, ein bescheidenes, ruhiges und gottgefälliges Leben zu führen. Bleib' der Tugend immer treu, weine mit den Betrübten, und gib von deinem Vorrath den Armen, ohne jedoch zu verschwenden, so viel du kannst und so viel Gott nach deinen Kräften von dir verlangt; sei arbeitsam und thätig, erhebe deinen Geist zum Herrn Himmels und der Erde, bitte ihn um seinen Segen für deine Ernte, und es werden dir nimmermehr Mangel und Elend drohen. Die Summen in diesem Kästchen reichen hin, dir ein mäßiges Bauerngut anzukaufen, bebaue es fleißig, und der Segen des Herrn wird nicht ausbleiben.“ —

Und so kam es auch in der Folge! Julius kaufte ein mäßiges Gut in seinem Vaterlande, verehelichte sich nach kurzer Zeit, ward ein sparsamer und fleißiger Hausvater, und brachte es nach wenigen Jahren dahin, daß er mit zu den wohlhabendsten in der Gegend gehörte.

III.

Der blinde Jakob.

(Nach dem Französischen.)

Erste Abtheilung.

In einiger Entfernung von Paris gingen zwei Männer zusammen von einer Anhöhe herab. Einer derselben war noch jung, der andere aber schon sehr in den Jahren vorgerückt. Auf der Hälfte des kleinen Hügels kam ihnen ein Mann entgegen, der an einen, mit einem Faß beladenen, Karren gespannt war, den er mühsam bergaufwärts zog. Der arme Mann hatte das Haupt zur Erde gesenkt, und zu seiner Seite ging ein Mädchen von acht bis neun Jahren, das die kleine Hand auf das eine Ende des Karrens gelegt hatte, um dem Manne seine schwache Hülfe zu leisten. Auf einmal ging das Rad des schlechten Fuhrwerks über einen großen Stein, der Karren neigte sich auf die Seite und wäre beinahe mit sammt dem Fasse umgestürzt.

„Er ist betrunken!" rief der junge Mann seinem ältern Begleiter zu, und eilte hin, um ein Unglück, von dem er das Kind bedroht glaubte, zu vermeiden. Aber er bebte zurück, als er bei dem Anblick des Unglücklichen keinen Trunkenen, sondern einen armen Blinden vor sich sah.

„Blind!“ rief er bewegt aus, indem er zu seinem Freunde zurückkehrte.

Aber dieser gab ihm ein Zeichen, daß er schweigen solle und legte seine Hand, ohne ein Wort zu sagen, auf die des blinden Mannes. Das kleine Mädchen lachte schelmisch dazu. Kaum hatte der Blinde diese Berührung gespürt; als er seinen Kopf lebhaft in die Höhe warf und seine erloschenen Augen gegen beide Männer richtete. Sein Gesicht war plötzlich mit einer kindlichen Freude überzogen, er drückte die Hand, die in der seinigen ruhte, mit Heftigkeit und sagte tief gerührt: „Herr von Labonel!“

„Wie“, rief der junge Mann erstaunt aus, „an seiner Hand haben Sie ihn erkannt?“

„Es ist nicht nothwendig, daß er mir seine Hand reiche, um ihn zu erkennen!“ erwiederte der Blinde. „Wenn er mir auf der Straße begegnet, so ruft mir mein Inneres freudig zu: „Das ist sein Schritt!“

Er bedeckte die Hand mit mehreren Küssen und sagte mit inniger Rührung: „Immer Sie, Herr von Labonel! Bei jeder Gelegenheit sind Sie mein Beschützer! Auch jetzt habe ich es Ihrem Dazwischenkommen zu verdanken, daß ich nicht gefallen bin. Sie sind halt immer mein rettender Engel!“

„Warum setzen Sie sich aber der Gefahr aus, hinzufallen und sich zu beschädigen?“ fragte der

junge Mann. „Warum ziehen Sie diesen Karren?“

„Man muß ja seine Geschäfte besorgen!“ erwiederte der Blinde mit munterer Laune.

„Wie, Ihre Geschäfte?“

„Ja wohl!“ antwortete Herr von Labonel. „Jakob ist unser Wasserträger. Aber wenn wir nach Hause kommen, werde ich ihm Vorwürfe machen, daß er sich nicht von seiner Frau hat begleiten lassen.“

„Meine Frau war nicht zu Hause, deshalb habe ich das kleine Mädchen mitgenommen. Zudem muß man sich auch gewöhnen, etwas entschlossener und selbstständiger zu werden. Nicht wahr, lieber Freund? Und sehen Sie, daß es so gut war, denn dadurch war ich ja so glücklich, abermals einen Ihrer Dienste zu erhalten und mich wieder mit Ihnen unterhalten zu dürfen.“

„Gut, Jakob! Mache, daß deine Kunden bedient werden, und komme dann ein wenig zu mir, ich gehe sogleich nach Hause.“

„Dank, Herr von Labonel! Leben Sie wohl, geliebter Herr von Labonel! Auf Wiedersehen! Adieu, mein Herr!“

Er zog seinen Karren weiter, während sich das kleine Mädchen lieblich lächelnd noch einmal nach den Herren umsah.

„Blind, und Wasserträger!“ rief der junge Herr verwundert aus, indem er sich mit Herrn von Labonel entfernte.

„Nicht wahr, unser Jakob setzt Sie in Erstaunen?“ fragte dieser entgegen. „Ja, dieses Wunder erinnert an den Gichtleidenden, den der Heiland gehen ließ. Wie würden Sie aber erst staunen, wenn Sie dessen Geschichte wüßten!“

„O machen Sie mich vertraut damit.“

„Es sei! Sie ist zwar nicht reich an Begebenheiten und mannigfachen Handlungen, aber nichts desto weniger wird sie Ihre Theilnahme gewinnen, denn es ist die Geschichte einer schönen Seele, die Geschichte eines Mannes, der gegen die Unfälle des Schicksals kämpfte, und mit Glück kämpfte. Sie werden einen Unglücklichen kennen lernen, der sich herauswand aus einem tiefen Abgrunde, der das tückische Schicksal wunderbar bekämpfte, und dessen Seele mit himmlischem Balsam neu genährt wurde. Sie werden endlich sehen, wie ein Blinder, unterstützt von seinem edlen Herzen, noch seinen Weg auf dieser Erde gefunden hat.“

Während dieser Unterhaltung waren sie auf dem Landgute des Herrn von Labonel angekommen, der seine Erzählung mit folgenden Worten begann:

„Es sind jetzt drei Jahre, als ich eines Morgens in einer weiten unfruchtbaren Ebene, welche dieses Dorf von dem Orte Naisemont trennt, spa-

zieren ging. Diese wilde Gegend ist von allen Seiten mit ungeheuern Steinbrüchen eingeschlossen, in welchen die größten Mühlsteine vermittelst Pulver gesprengt werden. Plötzlich hörte ich einen furchtbaren Knall, und in einer Entfernung von vier bis fünfhundert Schritten gewahrte ich einen dichten weißlichen Rauch aus einer Höhle steigen, große Steine flogen in der Luft umher, ein schreckliches Jammergeschrei drang in meine Ohren und ein Mann stürzte aus der Höhle hervor und lief wie wahnsinnig auf und nieder. Er schlug verzweifelnd mit den Armen um sich, heulte fürchterlich, stürzte nieder, erhob sich wüthend wieder, verschwand in einer unterirdischen Vertiefung und kam bald wieder zum Vorschein."

„Die weite Entfernung und das fortwährende Hin- und Herrennen hinderten mich, ihn genau zu betrachten, aber von seinem Scheitel bis zum Kinn war er mit einer rothen Maske bedeckt. Erschreckt über diesen Anblick, eilte ich auf ihn zu, während von der entgegengesetzten Seite aus dem Dorfe Noisemont Männer, Frauen und Kinder weinend und händeringend herbeiströmten. Ich erreichte den Unglücklichen zuerst; aber welch' ein schrecklicher Anblick bot sich mir dar! Sein ganzes Gesicht war eine Wunde, die Hirnschale war entblößt, die Haut hing von der Stirne über die Augen herunter und Blutströme bedeckten die zerfetzten

Kleider. Kaum hatte ich ihn berührt, um ihm einige Hülfe zu leisten, als eine junge Frau, die von zwanzig Bauern begleitet war, herbeieilte und sich ihm zu Füßen warf. „Jakob! Jakob!“ rief sie verzweifelnd aus: „Bist du es? Ich kenne dich nicht mehr; bist du es wirklich?“ — Ich hatte ihn in meine Arme genommen, und mehrere Bauern waren beschäftigt, ihm die nöthigen Dienste zu leisten. Er sträubte sich mit Wuth gegen unsre Unterstützung und bedeckte dabei unsere Kleider mit Blut. „Jesus, Maria!“ rief plötzlich die Frau mit herzzerreißender Stimme, „er ist es!“ Sie hatte eine silberne Nadel entdeckt, die sein Hemd zusammenhielt, und an dieser hatte sie ihren unglücklichen Ehemann erkannt. Er war erblindet, verstümmelt und vielleicht tödtlich verwundet!“

„Man brachte ihn nach Hause. Dringende Geschäfte riefen mich jenen Tag noch von hier ab, und es war voraus zu sehen, daß ich wohl einen Monat lang abwesend sein werde. Ich schickte ihm meinen Hausarzt, zu dem man mit dem vollsten Rechte alles Zutrauen haben konnte. — Bei meiner Rückkehr war meine erste Frage, die ich an den Arzt richtete: „Was macht der Blinde?“ „Er ist verloren!“ entgegnete er. „Die schwere Wunde ist wohl geheilt, sein Kopfübel ist beseitigt und er ist nur erblindet, aber dennoch wird er sterben. Die Verzweiflung hat sich seiner in hohem Grade bemäch-

tigt, und ohne Zweifel wird sie ihn auch tödten. „Ich sehe nicht mehr! Ich bin mit Blindheit geschlagen!“ sind die einzigen Worte, die man von ihm vernimmt. Seit wenigen Tagen bemerke ich, daß eine innerliche Entzündung an seinem Leben nage, und — er kommt nicht davon!“

„Ich eilte in die Wohnung des Unglücklichen, und ewig werde ich das herzzerreißende Schauspiel nicht vergessen, das sich hier meinen Blicken vorstellte. Er saß auf einem Fußschemel neben einem Kamin, in welchem das Feuer erloschen war; seine Augen waren mit einer weißen Binde bedeckt; auf der Erde schlief ein drei Monate altes Kind, ein Mädchen von vier Jahren spielte in der verglommenen Asche, ein anderes, etwas älteres, saß neben diesem und zitterte vor Kälte, und dem Kamine gegenüber saß auf einem ärmlichen Bette die unglückliche Frau des erblindeten Mannes. Sie war abgemagert, und ihre Haare hingen zu beiden Seiten herunter. Man mache sich nun einen Begriff von diesem Bilde! Was sich bei diesem Anblick denken und fühlen ließ, war noch viel grausenhafter, als das, was man sah. Es war aus dem Ganzen zu entnehmen, daß hier Stunden vergangen sein mochten, ohne daß in diesem Zimmer ein lautes Wort gesprochen wurde. Die Frau hatte keine Beschäftigung vor sich, und es schien, als käme es ihr auch gar nicht in den Sinn, irgend eine vor-

zunehmen. Das Wort Unglück wäre viel zu milde gewesen, wenn man es hier hätte anwenden wollen; das waren keine Unglücklichen, sondern Verdammte!"

„Beim Geräusche, das mein Eintreten verursacht hatte, erhoben sich Alle von ihren Sitzen, aber auch jetzt wurde kein Laut gehört. Ich gestehe es, daß mir diese Todesstille keine geringe Furcht einflößte, und mein ganzer Körper wurde mit einer sogenannten Gänsehaut überzogen."

„Ich brach endlich die fürchterliche Stille, näherte mich dem unglücklichen Familienvater und fragte ihn:

„„Sind Sie der im Steinbruch Erblindete?""

„„Ja mein Herr!""

„„Ich bin da, um Sie zu besuchen!""

„„Dank, mein Herr!""

„„Sie haben großes Unglück gehabt!""

„„Ja, mein Herr!""

„Seine Stimme war kalt, seine Worte kurz tonlos; er wollte keinen Eindruck machen, denn er erwartete von Niemanden eine Hülfe, wollte aber auch um keine ansprechen. Ich sagte etwas von Unterstützung und allgemeinem Mitleid."

„„Unterstützung! Hülfe!"" rief plötzlich die Frau mit fürchterlicher Festigkeit und Gewißheit. „„Ja, es muß uns Hülfe werden, denn man ist sie uns schuldig; man muß uns unterstützen!

Wir haben dieses Unglück nicht verschuldet, und man kann und darf unsere armen Kinder nicht verhungern lassen!""

„Sie bat nicht um Hülfe, sie flehte nicht um Unterstützung — sie befahl, sie gebot, daß man ihr helfe. Und dieses gebietende Betteln wirkte mit unwiderstehlicher Macht auf mich, und es rührte mich mehr, als alles Jammergeschrei und Klagen es je vermocht hätten. — Ich suchte nach Münze in meiner Tasche; aber wie gelähmt blieb meine Hand bewegungslos in derselben, als der blinde Mann, der bisher nur die erwähnten wenigen Worte gesprochen hatte, jetzt mit tiefer, dumpfer Stimme und mit erschrecklicher Tonlosigkeit die Worte sprach: „„Meine Kinder müssen verkümmern, denn ich bin mit Blindheit geschlagen!"" —

„Die menschliche Stimme übt zuweilen den entschiedensten Eindruck auf unsere Handlungen aus. Willenlos ließ ich das Geld wieder fallen, das ich schon in der Hand hatte; ich schämte mich dieser kleinlichen Unterstützung, denn ich sah ein, daß es sich hier nicht um ein Almosen für einen Tag handle, ja daß von gar keinem Almosen die Rede sein könne. Ich kehrte nach Hause zurück und faßte einen Entschluß, der allein das Wohlergehen dieser Familie begründen konnte."

„Aber was konnten Sie thun?" fragte der Mann Herrn von Labonel.

„Was ich thun konnte?“ entgegnete dieser mit lebhafter Bewegung, „was ich thun konnte? — — Vierzehn Tage nachher war Jakob gerettet; ein Jahr nachher hatte er wieder Freude am Leben, und seit drei Tagen singt er beim Arbeiten!“

„Gerettet? Arbeiten und singen? Wie ist das möglich?“

„Das ging ganz natürlich zu. Aber stille, ich höre ihn kommen! Ja, er ist es! Ich werde ihn bitten, Ihnen diese einfache Geschichte selbst zu erzählen. Sie wird aus seinem Munde mehr Interesse für Sie haben und Ihnen durch seinen kindlichen und herzlichen Vortrag mehr zusagen.“

Beide Freunde hörten jetzt, daß Jemand seine Holzschuhe vor der Thüre auszog und sie hinstellte. Es wurde leise angeklopft.

„Nur herein, Jakob!“

Der Blinde trat mit seiner Frau ins Zimmer.

„Ich habe Julie mitgebracht, mein theuerer Herr von Labonel! Die arme Frau darf Sie auch einmal wieder sehen; nicht wahr, mein lieber Herr?“

„Du hast sehr wohl daran gethan, guter Jakob! Setz' dich nieder!“

Er trat näher, untersuchte mit seinem Stock, ob ihm kein Hinderniß im Wege stehe, und traf endlich mit demselben einen Stuhl, dem er sich näherte und worauf er sich niederließ. — Jakob war noch jung, klein und von kräftigem Körperbau.

Seine Haare waren schwarz, die Stirne hoch und frei. Seine Gesichtszüge waren so ausdrucksvoll, daß man sie bei einem Blinden nicht so vermuthet hätte, und seine vollzähligen Zähne glänzten von Weiße. Seine Frau blieb hinter ihm stehen und stützte sich auf die Lehne seines Stuhls.

„Jakob!“ redete ihn Herr von Labonel an, „hier ist einer meiner lieben Freunde, der Lust zeigt, deine Bekanntschaft zu machen.“

„Das muß ein braver Mann sein, weil Sie ihn Freund nennen!“

„Ja wohl! Schwatze mit ihm; ich will unterdessen nach meinen Blumen sehen. Aber ich sage dir, daß du mir nicht traurig wirst; du wirst dich erinnern, wie strenge ich dir es verboten habe.“

„Nein, nein, mein herzlieber Freund!“

Diese zärtliche und kindlich-zutrauliche Benennung gefiel dem jungen Manne ungemein, und nachdem Herr von Labonel sich entfernt hatte, näherte er sich dem Blinden und sagte zu ihm:

„Sie lieben also Herrn von Labonel sehr!“

„Ob ich ihn liebe!“ rief er mit Ungestümm aus, „ob ich ihn liebe! Hat er mich ja aus Höllenqualen erlöst, hat er mich ja meinen Kindern wieder gegeben und mir wieder Liebe zum Leben eingeflößt! Ich glaubte vom Kummer erdrückt zu werden, und als ich zum ersten Mal die Gewißheit von meiner ewigen Blindheit erhielt, stieg der Wunsch

in mir auf: „O, daß ich jetzt gestorben wäre!“ Aber er, der Engelsmann, hat mich gerettet!“

„Hat er Sie mit Geld unterstützt?“

„Geld! Was ist Geld? Kann denn dieses der Seele den Frieden wiedergeben? Geld kann jeder reiche Mann verschenken, aber er hat mehr gethan: er hat mich und meine Familie gekleidet und mit Nahrung versehen; auch hat er unter seinen Freunden fünfhundert Francs für uns gesammelt; aber dieß Alles will nichts sagen und würde mich ohne den Frieden, den er meiner Seele geschenkt hat, nicht mit dem Schicksal ausgesöhnt haben. Er schenkte mir das kostbarste Gut, das mir in meiner Lage geschenkt werden konnte: er heilte mein wundes Herz, er erfüllte meine Seele mit der süßesten Wonne, er machte mich glücklich, der gute Mann!“

„Aber wie und wodurch?“

„Durch die Macht seiner schönen und süßen Worte, mein Herr! Ja, er, der hochgestellte Herr, kam alle Tage in meine ärmliche Wohnung, setzte sich zu mir auf mein Fußschemelchen, fing an vertraulich mit mir zu schwatzen, erkundigte sich nach meinem Befinden, spielte mit meiner kleinen Therese, neckte das Kind und sprach dann wieder so liebevoll mit mir, daß ich gar nicht mehr traurig sein konnte.“

„Was sagte er Ihnen denn?“

„Ich könnte es nicht wörtlich wieder erzählen, denn ich bin nur ein armer, ungelehrter Mensch,

und nur er allein ist im Stande, seine eigenen Worte zu wiederholen. Aber das waren auch Worte, die ich früher nie aussprechen gehört hatte, wenigstens nicht mit solcher Ueberzeugung, nicht mit solcher Zartheit und Lieblichkeit. Er sprach mit mir vom guten Gott, er erzählte mir von den Leiden Christi, von diesem Heiligsten der Heiligen, was der gelitten, wie der sein Kreuz auf sich genommen und es auch willig getragen hat, wie er seinen Mördern verziehen, wie er für seine Feinde bei seinen bittern Schmerzen gebetet und wie willig er gestorben ist. Es ging mir ein neues Licht auf; man hatte von dieser schönen Geschichte nie so mit mir gesprochen, und sieh da — ich ward ruhiger und konnte wieder schlafen!"

„Haben Sie früher Ihre Schmerzen nicht schlafen lassen?" „Zwei Monate lang habe ich nicht schlafen können. Kaum schlummernd, fuhr ich schon wieder in die Höhe und sagte zu mir selber: „„Jakob, du bist blind!"" Und nun fing mein Kopf an fieberhaft zu brennen, ich wüthete gegen mich selbst, ich raste wie wahnsinnig und rief fortwährend aus: „Blind! blind! ich bin der unglücklichste Mensch unter der Sonne!"

Eines Morgens, nach einer so vollbrachten schrecklichen Nacht, trat dieser lieber Freund in mein Zimmer, kam an mein elendes Lager und sagte zu mir: „„Jakob! glaubst du an einen Gott?""

„„Und wenn ich an ihn glaube?““ „„So bitte ich dich lieber Jakob!““ antwortete dieser Herzensfreund, „„diese Nacht, wenn dir die Erinnerung an dein Unglück wieder den Kopf verwirren will, ganz laut ein Gebet herzusagen, dann noch eins und endlich noch ein drittes, und du wirst sehen, daß du alsdann einschlafest.““

„Ja,“ sagte Jakobs Frau mit Ruhe und Zuversicht, „wenn man an den guten Gott denkt, schläft es sich süße.“

„Das ist aber noch nicht alles, mein Herr!“ fuhr Jakob fort. „Ich wollte mir das Leben nehmen, „denn,“ dachte ich bei mir, „Jakob du bist unnütze auf der Welt, du bist den Deinigen zur Last, bist nicht mehr der Mann, sondern die Frau im Hause, die man wird ernähren müssen, du bist für nichts auf der Welt, suche daher einen Weg, um hinaus zu kommen!“ So dachte ich, mein Herr! Aber er dachte ganz anders: er wurde böse, der Herzensmann, und sagte zu mir: „Wie, Jakob, zu nichts dientest du deiner Familie mehr? zu gar nichts? Bist nicht gerade du es, der seiner Familie wesentliche Dienste leistet? Würde sie jetzt fünfhundert Francs erhalten haben, wenn du nicht blind geworden wärest?““

„„Das ist wahr, mein Herr!““

„„Würde man dich so lieben und dir so viele

Aufmerksamkeit schenken, wenn du noch sehend wärest?““

„„Das ist Alles wahr, Alles wahr!““

„„Siehst du nun, Jakob, daß jedes Uebel auch sein Gutes hat. Zudem mußt du bedenken, daß das Unglück bei jeder Familie einkehrt und manche schwächer und manche stärker drückt. Es ist mit dem Platzregen zu vergleichen, der sich über die ganze Erde ergießt und jedem der Bewohner seine Portion ertheilt. Wer weiß, ob, wenn du nicht erblindet wärest, dich nicht das Unglück getroffen hätte, Jahre lang eine kranke Frau verpflegen zu müssen! Wer bürgt dir dafür, daß du nicht eines deiner Kinder verloren hättest? Dieß alles ist aber nicht geschehen; und ist es nicht ein wohlthuendes Gefühl für dich, daß dich das Schicksal erkoren hat, für sie, die deinem Herzen so nahe sind, zu leiden? daß es sie gesund und munter erhalten und den ihnen zugedachten Theil dir allein aufgebürdet hat?““

„„Es ist wahr, ganz wahr, die reine Wahrheit!““ antwortete ich und fing an, mich nicht mehr so unglücklich zu fühlen, ja ich fühlte mich groß und glücklich, für sie, die mir Alles auf der Erde sind, zu leiden. Mein herzlieber Freund fuhr dann fort: „„Lieber Jakob! Das Unglück ist entweder der größte Feind oder der größte Freund der Menschen. Es gibt Leute, die durch dasselbe schlech-

ter gemacht werden, aber auch wieder andere, die ihm ihre Besserung zu verdanken haben. Möchtest du nicht gerne zu Letzteren gehören? Ja, lieber Jakob! benimm dich so, daß dich Jedermann lieben muß, sei so sanft, so herzlich und gut gegen alle Menschen, trage dein Leid mit solcher Ergebenheit, daß du von den Leuten als Muster der Sanftmuth angeführt werdest. Ja, ich möchte das Glück erleben, daß, wenn man von einem überaus guten Menschen reden will, man sagen muß: „Er ist gut, wie der blinde Jakob!“ Würde dieß deinem Herzen nicht wohl thun?““

„So, mein Herr! redete er mit mir, und von jenem Augenblick an gewann ich den Muth, mich selbst mit froher Laune einen „Kreuzträger“ zu heißen.“

„Das ist schön! Wenn aber Herr von Labonel nicht bei Ihnen war?“

„Ja, wenn er nicht bei mir war, da gab es schon hie und da trübe Zeiten; da dachte ich an meine verlorenen Augen, an das schöne Tageslicht, an die Sonne, an den Mond, an die Sterne. „O Gott!“ rief ich dann schmerzvoll aus, „wenn ich mein Augenlicht noch hätte, wie wollte ich dich preisen! Jeden Morgen würde ich um drei Uhr aufstehen und mich erst um zehn Uhr des Abends niederlegen, um so viel als möglich von deinem

schönen Lichte genießen zu können. O Gott! Warum ließest du mich erblinden?“

„Jakob, Jakob!“ rief ihm seine Frau zärtlich warnend zu.

„Du hast Recht, Julie! Er hat mir verboten, traurig zu seyn, und war ich es hie und da in seiner Abwesenheit, so bemerkte er es sogleich bei seiner Ankunft. Wenn ich während der Nacht unruhig war, und er kam am Morgen, mich zu besuchen, sah er mich nur an und sagte: „Aber, Jakob! Hast du schon wieder daran gedacht? Bist du schon wieder unfolgsam gewesen?“ Dann fängt dieser Herzensmann immer an zu zanken, aber dieses Zanken,“ fügte er lächelnd hinzu, „macht mir jedes Mal viel Spaß, denn der liebe Freund möchte einen bösen Ton in seine süßen Worte legen, und das kann er ja nicht!“

„Wie ist Ihnen aber der Gedanke gekommen, ein Wasserträger zu werden?“

„Dieser Einfall kommt auch von ihm. Habe ich denn Gedanken aus mir selber? Nachdem ich von seinen sanften Worten getröstet war, fing die Langeweile an, mich thätigen Mann zu plagen, denn mit zwei und dreißig Jahren schon verurtheilt zu sein, auf einem Stuhl zu sitzen und die Hände ruhig in den Schooß zu legen, ist gewiß eine große Pein. Er fing daher an, mich zu unterrichten und erzählte mir schöne Geschichten. Die Bibel, die Ge-

schichte eines alten Blinden, Namens Tobias, die Geschichte des ägyptischen Joseph, des Königs David, des vom Tode erweckten Lazarus und ähnliche, machten mir viele Unterhaltung, setzten aber meine Hände und Füße, die an das Arbeiten gewöhnt waren, nicht in Thätigkeit."

„Und da plagte er uns Alle wie ein wahrer Plagegeist!" setzte die Frau lächelnd hinzu.

„Das ist wahr, ganz wahr!" bestättigte der gutmüthige Blinde ebenfalls lächelnd. „Ich gestehe es, ich war ein garstiger Mensch. So traf mich einmal der brave Mann. „„Jakob,"" sagte er, „„du mußt anfangen zu arbeiten!""

„Arbeiten? Und was denn?"

„Ich hab' dir ein Waarenlager gekauft!"

„Mir ein Waarenlager?"

„Ja, Jakob! und zwar ein Lager, in das du nie Waaren zu legen brauchst, und aus dem du doch immer Gewinn ziehen kannst."

„Das muß Ihnen aber viel Geld gekostet haben!"

„Gar nichts, mein Lieber!"

„Worin besteht es denn?"

„Es liegt im Fluß!"

„Im Fluß? Wollen Sie etwa, daß ich Fischer werde?"

„Nicht doch! Wasserträger sollst du werden."

„Wasserträger mit erblindeten Augen?"

„Zu was denn bei diesem Geschäfte Augen! Bedienen sich denn die Pferde der Bierbräuer ihrer Augen, um das nöthige Wasser herbeizuführen? Hat man welche, so bediene man sich derselben; hat man keine, so muß dieses Geschäft doch gehen. Also es bleibt dabei: du bist Wasserträger!“

„Aber die Kundschaft?“

„Ich werde dir welche verschaffen, und bei mir selber anfangen. Ich denke wohl, daß du mir keine abschlägige Antwort geben wirst, denn ich habe bereits meinen Wasserträger verabschiedet, und du wirst wohl nicht wollen, daß ich mit meiner Familie verdursten solle.“

„Aber der Karren und das Faß?“

„Beides ist schon bestellt! Also, mein lieber Jakob, zur Arbeit! Und Sie, Frau'chen!“ — — Bei diesen Worten nahm Jakob die Hand seiner Frau und führte diese vor den Fremden. Julie nahm das Wort und fuhr fort: „Ja, mein Herr! gerade so, wie mich jetzt Jakob an der Hand nimmt, machte es auch der edle Herr. Er bestellte lederne Tragbänder, die ich mir anschirren mußte. Jakob und ich, wir waren beide sehr bestürzt; aber es widerstehe einmal Einer, wenn Herr von Labonel befiehlt! Nach Verlauf von drei Tagen standen wir Beide am Wasserfaß: Jakob angespannt und ziehend, ich hintenan und nachschiebend. Wir schämten uns, als wir durchs Dorf fuhren, als

hätten wir etwas Böses gethan. Es kam uns vor, als machten sich die Leute über uns lustig; aber Herr von Labonel war selbst bei uns, er, der reiche und hochgeschätzte Mann begleitete uns auf der Straße. „„Vorwärts Jakob!““ rief er ermuthigend und liebevoll, „„Muth gefaßt! Vorwärts! Es geht ja prächtig!““ — Wir vollbrachten unser Tagwerk, und als es Abend geworden war, gab er uns unsern Taglohn und sagte“ — — —

„Und sagte“, rief der Blinde mit Entzücken und der ungeheucheltsten Freude aus: „„Jakob, hier sind zwanzig Sous, die du heute verdient hast!““ — Wie mich dieses Wort glücklich machte, Herr! Ich war ausser mir vor Freude, als ich es vernahm. Verdient! Also wirklich mit eigener Hände Arbeit verdient und nicht erbettelt! Fünfzehn Monate waren vergangen, wo alles, was ich gegessen hatte, mir geschenkt worden war, und auf einmal hatte ich wieder etwas durch eigene Thätigkeit verdient. Es thut zwar wohl, wenn man in der Noth von guten Menschen unterstützt wird; aber das Brod, welches man selbst erwirbt, schmeckt doch viel süßer. Und nicht das allein stimmte mich so freudig, es war noch ganz etwas anderes: ich fühlte nämlich jetzt, daß ich nicht mehr die Frau im Hause sei, die ernährt werden müsse; ich war wieder der Herr, der Vater der Familie, ihr Ernährer und Erhalter. Ich war ausser mir, denn

Jakob, der blinde Jakob konnte sein Brod wieder verdienen!"

„Reicht denn Ihr Wasserfaß hin, Ihre Familie damit zu ernähren?"

„Nicht dieses allein, mein Herr! Ich habe noch ein anderes Gewerbe."

„Und was für eins?"

„Der Fluß", erwiederte Jakob, „ist nur während der Sommermonate zu benützen, und Herr von Labonel hat mir daher auch ein Gewerbe für den Winter gegeben." —

In demselben Augenblicke trat Herr von Labonel wieder ins Zimmer. „Nicht wahr, mein lieber Freund, ich habe ein Sommer- und ein Winter-Gewerbe? Nicht wahr, ich habe noch ein anderes Geschäft, als das, den Leuten den Durst zu löschen?"

„Ja wohl, lieber Jakob!"

„Und welches?" fragte der junge Herr.

„Jakob ist auch Holzhauer!"

„Unmöglich! Wie ist er im Stande, die Länge eines Scheites zu messen? Wie kann er die Säge handhaben? Wie das Holz hauen, ohne sich selbst zu beschädigen?"

„Mich selbst beschädigen?" entgegnete der Blinde mit einem Lächeln, in dem einige Selbstzufriedenheit zu lesen war. „Das ist mir noch nicht begegnet; denn erstens war ich früher schon Holz-

hauer, und Säge und Beil kennen mich schon; zum andern lernt man halt, was man noch nicht kann; man geht in die Schule. Zuerst legt man einen Haufen Holz in den Holzschoppen, das zu machende Holz auf die Linke, meine Säge und den Sägebock vor mich hin, dazu ein Scheit Holz, welches in drei Theile geschnitten werden soll. Ich nehme einen Bindfaden, messe das Scheit, schneide den Bindfaden gerade so lange, als das Scheit ist, ab und mache drei Theile daraus. Jeder dieser Theile gibt mir genau an, wie groß das Holz geschnitten werden müsse. Dieses Maaß wird jedes Mal angelegt, wenn ich die Säge von Neuem ansetzen will. Diese Genauigkeit und Gleichheit bringt aber ein Sehender nie hervor, der das Augenmaaß zu Hülfe nimmt und die Länge des Holzes nur aufs Gerathewohl bestimmt. Und so kam es, daß Jeder, der sich wärmen, oder seinen Durst löschen will, nach dem blinden Jakob schickt."

„Aber Jakob ist auch Commissionär!" fügte Herr von Labonel hinzu.

„Commissionär?" fragte der junge Mann immer mehr erstaunt.

„Ja wohl, mein Herr! Wenn ein Gang nach einem benachbarten Dorfe zu machen ist, um dort etwas zu holen, etwas dahin zu bringen oder sonst etwas daselbst auszurichten, so nehme ich mein kleines Mädchen auf den Rücken, so daß sein klei-

nes Gesichtchen über meinen Kopf hervorragt, und dann geht's prächtig. Der kleine Schelm sieht für mich, und ich marschire für ihn. Wenn uns Leute begegnen, sagen sie: „Der hat aber seine Augen hoch oben!" worauf ich antworte: „Das geschieht, um eine weitere Aussicht zu haben!" Komme ich dann Abends nach Hause, so sind schon wieder zwanzig Sous für die Familie verdient."

„Fürchten Sie denn nicht, irgendwo anzustoßen?"

„Man hebt die Füße in die Höhe! Zudem bin ich jetzt das Alleingehen schon gewöhnt. Von Noisemont bis hieher gehe ich jetzt schon ganz allein."

„Ganz allein? Wie finden Sie sich aber aus?"

„Sobald ich zum Hause heraustrete, richte ich mich nach dem Winde, der mir statt des Augenlichtes dienen muß."

„Aber die Löcher und Gräben, denen Sie auf der Straße begegnen?"

„Die kenne ich alle!"

„Und die Mauern?"

„Die fühle ich schon von der Ferne. Denn wenn man sich einem dichten Gegenstande nähert, so schlägt der Wind nicht mehr so empfindlich ins Gesicht. Ich laufe nur dann und wann Gefahr,

wenn ich mich verirre, wie es mir vorige Woche begegnet ist.“

„Davon hast du mir ja noch gar nichts gesagt!“ fiel ihm Herr von Labonel in die Rede.

„Ja, das war eine böse Geschichte! Während ich hier war, hatte sich der Wind gedreht. Ich hatte es nicht bemerkt, und ging gerade fort. Kaum aber war ich eine viertel Stunde von hier entfernt, so befand ich mich in dem Thale, von welchem aus man nach Noisemont gelangt. Ich fand aber den rechten Weg nicht, und je mehr ich suchte, je verwirrter und ungewisser wurde ich. Sie kennen jene Ebene und wissen, daß man dort kein Haus und nur höchst selten einen Menschen trifft. Ich setzte mich nieder, legte das eine Ohr auf die Erde und lauschte. Nach wenigen Augenblicken hörte ich, daß ungefähr zweihundert Schritte entfernt ein Wasser fließe, und freudig sagte ich zu mir selber: „Das ist der Bach, der das Thal durchschneidet und nach Noisemont fließt!“ Ich ging auf die Stelle zu, woher das Rauschen des Wassers in mein Ohr gedrungen war; ich kam näher und immer näher, und wirklich hatte ich mich nicht getäuscht: es war der erwähnte Bach. Nun dachte ich so: Das Wasser fließt von hier nach Noisemont, ich muß also untersuchen, welchen Lauf es hier nehme; ich will die Hand hineintauchen, und dann seinem Laufe, sobald ich diesen kenne, folgen!“

„Bravo, Jakob! Bravo!"

„Ja, Bravo! Meine Klugheit führte zu nichts, denn das Wasser war zu seicht und meine Hand konnte es nicht erreichen. Ich tauchte die Spitze meines Stockes hinein, aber auch für diese lag das Bett zu tief. Nun wurde ich aber ärgerlich und fing an zu raisonniren. Aber bald gab mir mein Geist noch ein Mittel ein — und dieses half. Ich band nämlich mein Sacktuch an die Spitze meines Stockes, hielt es tief hinunter, und sieh da! der Zipfel erreichte das Wasser und wurde gegen die rechte Seite hingetrieben. „Aha!", dachte ich, „jetzt hab' ich dich, und Noisemont liegt rechts!" Ich ging dem Laufe des Wassers nach, und kam zu Julie, die durch mein langes Ausbleiben schon unruhig geworden war."

„Das ist wahrhaft bewunderungswürdig!" rief der junge Mann entzückt aus. Aber Herr von Labonel gab ihm ein Zeichen, nicht weiter zu sprechen, nahm seine Hand und führte ihn in eine Fensterbrüstung, wo er leise zu ihm sagte: „Um Gottes Willen, äußern Sie keine übertriebene Lobeserhebung! Verderben Sie mir die Einfachheit dieses Menschen nicht durch den aufblähenden Stolz. Sehen Sie ihn an! Betrachten Sie sein sanftes Gesicht, und staunen Sie im Stillen über die Ruhe, die auf seinen Zügen liegt, während seine Erzählung Sie so ausser Fassung bringt. Er kennt

sich selbst nicht, dieser unverdorbene Mensch; und ich bitte Sie sehr; verderben Sie mir ihn nicht."

„Er rührt mich aber so sehr!" erwiederte der junge Mann leise.

„Das glaube ich. Und doch ist es nicht die eben erzählte Thatsache, die ihn über andere Blinde erhebt; denn tausend Andere haben ebenfalls ähnliche Hülfsquellen gesucht und gefunden; tausend andere werden sie noch finden. Die Größe dieses Mannes entspringt aus einer andern Quelle, und zwar aus seiner moralischen Vollkommenheit. Die Größe seines Herzens ist unerreichbar, dieses Herzens, das sich so leicht den erhabenen Tröstungen geöffnet und sich so willig zum Opfer hingegeben hat. Dieses Herz ist zu bewundern, das ihn wieder neu belebte. Denn täuschen wir uns nicht; glauben wir ja nicht, ich habe ihn gerettet: o nein! Nicht ich, sondern seine Liebe zu mir hat ihm wieder Lust zum Leben eingehaucht; sein innigstgefühlter Dank hat ihn so hingerissen und mit Liebe erfüllt. Die Liebe hat ihn geheilt, und er ist wieder auferstanden von seinem Verzweiflungstod, weil er — geliebt hat."

Jetzt hörte Jakob, daß leise gesprochen wurde. Er glaubte überflüssig zu sein und sagte zu seiner Frau: „Komm, Julie, wir wollen uns leise entfernen, die guten Leute haben Geschäfte!"

„Du willst schon weggehen, Jakob?"

„Ich möchte Sie nicht stören, Herr von Labonel!“

„Nein, bleibe noch, du störest durchaus nicht!“

Und sein Wohlthäter ergriff seine Hand mit Herzlichkeit und nöthigte ihn, noch zu sitzen. Der Blinde drückte die dargebotene Rechte an sein Herz und sagte:

„Mein theuerer Freund! Mein geliebter Herr und Erretter! Sie erlauben dem armen blinden Jakob, noch ein wenig da zu bleiben, und der glückliche Jakob dankt Ihnen herzlich dafür. Ich fühle mich so wohl in Ihrer Nähe, und wenn ich zuweilen traurig werde, sage ich zu mir selber: „„Sei ruhig Jakob! Gedulde dich, Blinder von Noisemont! Der gute Gott, nach dessen Willen du mit Blindheit geschlagen wurdest, bringt dich vielleicht in denselben Himmel, der auch für Herrn von Labonel bestimmt ist!““ Und dann ist auch sogleich alle Traurigkeit vorüber, und ich bin den ganzen Tag über munter und vergnügt, denn dieser Gedanke thut mir unaussprechlich wohl!“

Der junge Mann lachte über diese kindliche Zärtlichkeit. Jakob hörte es und sagte:

„Sie lachen, mein Herr! Ich weiß es, daß ich ungeschickt bin, und meine Worte nicht recht setzen kann. Aber ich möchte so gerne meine Gefühle und meinen Dank ausdrücken für das, was dieser liebe Herr für mich gethan hat. Er hat dem ar-

men Jakob das Leben zum zweiten Mal wieder gegeben, und ich träume jede Nacht von seinem Erlösungswerke. Ich habe den geliebten Wohlthäter niemals mit Augen gesehen, aber dennoch würde ich ihn, wenn ich plötzlich wieder sehen würde, sogleich erkennen, denn ohne Zweifel steht er so und nicht anders in meinem Herzen, wie er wirklich ist. O, mein Gott! Wenn ich je meine Augen wieder bekäme, so würde ich nur ihn und dein schönes Tageslicht ansehen! Ich wollte ihn unaufhörlich betrachten, bis er endlich zu mir sagte: „„Es ist genug Jakob! Jetzt gehe, du langweilst mich!““ Aber er würde das Wort nicht sagen, er könnte es nicht sagen, denn er ist zu herzensgut. Wenn ich ihn vor vier Jahren schon gekannt hätte, so würde ich ihm für immer gedient haben, um ihn nie mehr zu verlassen.“

„Jakob! Jakob!“ unterbrach ihn Herr von Labonel. Aber diesmal konnte er ihm keinen Einhalt gebieten, und der dankbare, blinde Mann fuhr fort: „Wenn ich erfahre, daß er im Dorfe ist, so thaut mir das Herz auf. Ich wage es nicht immer, bei ihm einzukehren, aber dann gehe ich vor dem Hause auf und ab, und wenn er wieder abreist, lasse ich mich von Julie in das Thal von Noisemont führen und bitte sie, mich auf dieselbe Stelle hinzubringen, welche er betreten hat, um dieselbe Luft mit ihm einzuathmen und denselben

Platz zu betreten, den er mit seinen Füßen betreten hat."

Herr von Labonel legte ihm die Hand auf den Mund, doch Jakob entfernte sie sanft wieder und fuhr fort:

„Sie haben Recht, lieber Herr! Mein Mund schwätzt wieder tolles Zeug und will nie den Eingebungen der Vernunft folgen. Vorwärts, Julie!" rief er munter aus, indem er zugleich die Thränen von den erblindeten Augen wischte. „Vorwärts! Wir müssen den Kindern die Suppe kochen. Leben Sie wohl, Herzensfreund! Leben Sie wohl, mein Herr!"

Er machte mit seinem Stocke die üblichen Bewegungen vor sich her und schritt mit seiner Frau bis zur Thüre. Als er aber die Hand auf die Klinke legte, rief ihn Herr von Labonel noch einmal zurück und sagte:

„Ich muß dir eine Neuigkeit mittheilen, lieber Jakob! Ich werde dieses Gut, das ich an diesen, meinen Freund, verkauft habe, für immer verlassen und die Stadt zu meinem steten Aufenthalte wählen."

„Siehst du Julie, daß ich Recht hatte?" sagte er zu seiner Frau, indem er sich gegen dieselbe umdrehte. „Ich habe es gewußt, daß es so kommen werde."

„Woher konntest du das wissen, Jakob?" rief Herr von Labonel erstaunt aus.

„Mein Herz hat mir es gesagt. Es schien mir eine Unmöglichkeit, daß der Mensch auf dieser Erde so glücklich sein könne, als ich es wirklich gewesen wäre, wenn ich Sie immer in meiner Nähe gewußt hätte. Sie verlassen uns, herzlieber Freund! Sie haben mich gelehrt, Schmerzen ertragen, und ich werde auch diesen herben Schmerz ertragen lernen müssen. Leben Sie wohl und vergessen Sie des blinden Jakob nicht! Julie, komm laß uns gehen!“ —

Schwere Thränen entfielen seinen lichtlosen Augen. Er drehte sich noch einmal zu beiden gerührten Freunden um, schluchzte noch ein „Lebewohl“ und eilte aus dem Zimmer, um es nie wieder zu betreten.

Zweite Abtheilung.

Herr von Moré, Labonel's junger Freund und jetziger Besitzer dessen Landgutes, war ebenfalls ein Mann von edlem Charakter. Er hätte Vieles drum gegeben, wenn er der Glückliche gewesen wäre, Jakobs volle Liebe in dem Grade zu besitzen, wie sie Herr von Labonel mit hinweggenommen hatte, und es war auch nicht zu bezweifeln, daß er mit seinem gefühlvollen Herzen und kindlichem Gemüthe dazu gelangt wäre, wenn anders der Zufall ihn in den

Steinbruch geführt hätte, und Jakobs Tröster zu werden; wenn er es hätte sein können, der den verlassenen Blinden zuerst in seiner Hütte aufgesucht und mit ermuthigenden Worten aufgerichtet hätte. — Aber so war alle Liebe Herrn von Labonel zugewendet; dieser hatte Jakobs Herz erobert, und so groß dieses Herz auch war, so reich Jakobs Seele auch an Gemüthlichkeit sein mochte, so konnte doch kein Anderer mehr Raum darin finden; denn jeder Pulsschlag ließ den Namen „Labonel" wiederhallen, jeder Athemzug holte diesen so sehr geliebten Namen aus der Brust hervor, sein Morgengebet schloß ihn mit Inbrunst in sich, sein Abendgebet empfahl ihn dem himmlischen Vater. „Schlafen Sie wohl, Herr von Labonel!" sagte er jeden Abend, eh' er zu Bette ging, „der Herr sende Ihnen einen Engel, der Ihre Träume bewache! Träumen Sie süße, geliebter Herr! Erwachen Sie heiter und froh, und Gott geb' es nicht zu, daß Ihre reine Seele von einem trüben Wölkchen überzogen werde. Schlafen Sie wohl, und träumen Sie süß!"

Diese Wünsche wurden auch von Frau und Kindern begleitet, und nach wenigen Wochen gehörte es zur Hausordnung, daß jeden Abend vor dem Niederlegen für das Wohlergehen des Herrn von Labonel gebetet wurde.

Jakobs Verdienste hatten durch die Abreise

des Herrn von Labonel nicht abgenommen; er arbeitete nach wie vor, und war auf dem Landgute des Herrn von Moré: Wasserträger, Holzhauer und Commissionär, wie er es auch bei Herrn von Labonel gewesen war. Nach der Abreise des Letztern war der treue Blinde sehr betrübt; er ließ sich von Julien, nachdem ihn Herr von Labonel, um Abschied zu nehmen, in seiner Wohnung nochmals besucht hatte, auf den Weg führen, auf dem er den Scheidenden bei seiner Abreise noch zu treffen wußte. Als er aber den Wagen in der Ferne kommen hörte, bat er seine Frau, ihn in ein Gebüsch zu begleiten und sich mit ihm zu verbergen; denn er hatte es beim Abschiede empfunden, wie sehr Herr von Labonel erschüttert war, und wollte diesen Schmerz bei ihm nicht erneuern. Herr von Labonel sah ihn nicht mehr. Als aber das Rasseln des Wagens allmählig verstummte, und Jakob überzeugt war, nun nicht mehr gesehen zu werden, eilte er aus dem Gebüsche hervor, richtete sein Gesicht der Gegend zu, die seinen Freund aufgenommen hatte, warf sich zur Erde nieder, breitete seine Arme nach dem geliebten Scheidenden aus und weinte bitterlich. „Mein Gott!“ rief er schluchzend aus, „begleite ihn auf seinem Wege und bring' ihn frisch und gesund an das Ziel seiner Reise! Mein Herr und mein Gott! sei immer bei ihm, erhalte ihn noch recht lange und gib ihm nur Freuden! O,

mein lieber Gott! wende alles Ungemach von ihm ab; sollte ihm aber ein Unglück drohen, so laß' es lieber über mich kommen! Ja, ersehne mich zum Opfer, wenn es sein muß; ich will ja recht gerne für ihn bluten und werde bei den bittersten Schmerzen nicht murren; nur ihn verschone, nur ihn erhalte immer gesund und heiter, nur den Wohlthäter beschütze und verschone, nur sein Himmel werde nie getrübt!"

Aber so sehr auch Jakobs Gemüth jetzt zur Trauer gestimmt war, so bedurfte er doch keines Trostes von Außen mehr; sein Inneres war gestählt gegen die härtesten Schläge des Schicksals; denn Herr von Labonel, dieser geschickte Seelenarzt, hatte ihn stark gemacht zum Ertragen der drückendsten Widerwärtigkeiten, er hatte aus dem Schwächling einen Starken und Rüstigen, aus dem Weichling einen Helden geschaffen. Jakob hatte ertragen gelernt, und diese Kunst, die man nur großen und starken Seelen zutrauen kann, fand in des blinden Mannes Herzen einen um so heiligern Tempel, als derselbe durch die Kraft des Glaubens errichtet wurde. Der große Dulder am Kreuze zeigte dem plötzlich Erblindeten, wie viel größer und unverdienter seine, des Heiligsten aller Heiligen, Leiden gewesen waren; er ließ ihn durch Labonel's Gemüthlichkeit empfinden: das Süße des göttlichen Trostes, die Wonne der von Gott gebotenen Näch-

stenliebe und die Gewißheit von einem Wiedersehen nach dem Tode. Auf diesen drei Pfeilern ruhte nun dieser Tempel, aus dem ihm bei jedem Anlaß das Orakel zurief: „Dulde mit Ergebung, denn der Herr hat es so gewollt!" —

Ein Jahr war unterdessen verflossen, als eines Morgens Herr von Moré in Jakobs Zimmer trat. Es war noch sehr frühe, und Jakob schickte sich gerade an, zu seiner Tagsbeschäftigung zu gehen. Er war daher nicht wenig erstaunt, als Herr von Moré bei ihm eintrat und ihm einen „Guten Morgen" wünschte. Jakob war sehr betrübt, und Herr von Moré hatte es sogleich bemerkt. Als er ihn über die Ursache fragte, antwortete er: „Kann man denn anders? Ich habe mir schon viel Zwang angethan, aber heute kann ich mir nicht helfen. Ich weiß es, Sie werden mich wieder auslachen und mich wie immer „den kindischen Jakob" schelten; nun denn, in Gottes Namen! ich muß mir es gefallen lassen, aber ich will Sie bitten, lieber Herr! mir heute, nur heute meinen Schmerz nicht zu verbieten, denn Sie müssen wissen, daß es gerade heute ein Jahr ist, daß er uns verlassen hat!"

„Ich weiß das, mein lieber Jakob!" antwortete Herr von Moré, „und gerade weil heute der Jahrtag seiner Abreise ist, bin ich jetzt bei dir.

Denn ich muß dir sagen, daß mir Herr von Labonel geschrieben hat."

„Geschrieben? geschrieben? er selbst? mit seinen eigenen Händen? O geben Sie mir den Brief in meine Hände, daß ich ihn küsse, daß ich das Blatt Papier, das er in den Händen hatte, auch berühre. O geben Sie, ich bitte Sie herzlich darum!"

„Jakob! Jakob!" rief Herr von Moré, weißt du nicht mehr, wie streng er dir untersagt hat, so heftig zu seyn? Mäßige dich!"

„Sie haben Recht, ich bin wieder recht unfolgsam gewesen. Aber ist es denn auch gut, daß Sie mich so lange schmachten lassen? O geben Sie," fuhr er mit sanft=, bittender Stimme fort, „geben Sie mir den Brief nur auf wenige Augenblicke in die Hand! Ich will Ihnen ja nichts daran verderben; ja ich will mich sogar hüten, daß keine meiner Freudenthänen darauf falle; seyen Sie barmherzig, guter Herr!"

Herr von Moré konnte diesen Bitten nicht widerstehen und übergab dem blinden Manne das Schreiben, welches er am Tag vorher von Herrn von Labonel empfangen hatte. Jakob war ausser sich vor Freude; er drückte den Brief an sein Herz, küßte ihn mit Innigkeit, drückte ihn wieder auf die Brust, preßte ihn zwischen die Hände, bedeckte seine Augenhöhlen damit, fiel zur Erde nieder, und stille Gebete entstiegen seinem dankbaren Herzen.

Nach einer langen Pause erhob er sich, drückte noch einen feurigen Kuß auf den geliebten Brief, gab ihn Herrn von Moré zurück und sagte mit Aufrichtigkeit: „Ich danke Ihnen, lieber Herr! dieß hat mich sehr gelabt und gestärkt. Ach; es war so wohlthuend, dieses Gefühl! Ich danke Ihnen herzlich dafür! Aber die Freude hat mich so verwirrt, daß ich beinahe die Hauptsache vergessen hätte: wie geht es ihm? schreibt er nichts von seinem Befinden? und — zürnen Sie mir aber nicht, lieber Herr! erkundigte er sich nicht nach seinem treuen Jakob?“

„Ja wohl, lieber Jakob!“ antwortete Herr von Moré, „er spricht noch mit demselben Interesse von dir, wie ehemals, und dieser Brief geht beinahe ausschließlich dich allein an. Herr von Labonel bittet mich darin, dir zu sagen, daß er stets mit Liebe deiner gedenke, und ich überreiche dir in seinem Namen dieses Buch, das er dir schickt und wo er selbst die Worte hineingeschrieben hat: „Meinem Jakob zum Andenken, von seinem Freunde Labonel.“ Er spricht in dem Briefe den Wunsch aus, daß die Julie hie und da etwas daraus vorlesen möge, und hegt die Ueberzeugung, daß du dich dadurch immer mehr gestärkt fühlen werdest. Zugleich hat er mich auch beauftragt, dir seinen mit Silber beschlagenen Stock, den er bei mir hat stehen lassen, zu übergeben, und

wünscht, daß das Buch dein Herz, der Stock aber deinen Schritt leiten möge!"

Jakob war so sehr von Dank erfüllt, daß er nicht wußte, was er antworten sollte. Er kämpfte lange mit seinen Empfindungen, die ihm das Herz zu zerspringen drohten, und konnte endlich nur die Worte hervorbringen:

„Sie werden ihm ohne Zweifel antworten? Schreiben Sie ihm, wie Sie mich gefunden haben; sagen Sie ihm, wie ich von Dank durchdrungen bin. — Doch nein! Sie können das nicht so: Julie soll schreiben, ich will ihr selbst die Worte diktiren, und weiß ich sie auch nicht so zu setzen, so kennt er ja mein Herz! Er hat ja so liebevoll mit mir gesprochen, hat es nicht verschmäht, die Worte des blinden Jakob zu hören, wird es also auch nicht verschmähen, sie zu lesen. Ja, Julie muß schreiben und Ihnen den Brief bringen. Nicht wahr, Sie versprechen mir, ihn an den Herzensfreund gelangen zu lassen? Wir armen Leute sind nicht so vertraut mit der Post, wir wissen nicht, wie man diese Sache recht mache; Sie sind daher so gut, und schlagen nur den Brief ein, nicht wahr?"

„Recht gerne, Jakob! Es hat aber damit keine Eile; denn ich habe mehreres an Herrn von Labonel zu schicken, und es werden wohl acht Tage vergehen, bis ich alles der Post übergeben kann.

Bis dahin mache deinen Brief fertig, und ich werde dir ihn gut besorgen."

Wir entheben uns der Schilderung von Jakobs Gefühlen, als sich Herr von Moré entfernt hatte und er Buch und Stock in beiden Händen hatte. Julie machte ihm eine Beschreibung von dem schönen Einbande und dem Goldschnitte des neuen Gebetbuches, Karoline, seine älteste Tochter, war entzückt von den schönen Bildern, die dem Buche beigegeben waren, und welche sie, als der Vater dasselbe geöffnet hatte, mit Ehrfurcht betrachtete und küßte. Therese bewunderte den glänzend weißen Knopf auf dem spanischen Rohr und ergötzte sich an der Glätte des schönen Stockes. Die Gruppe, die diese Menschen, den blinden Familienvater in ihrer Mitte, bildeten, war in der That malerisch zu nennen. Jakob war aber auch überglücklich! Er hatte seine Blindheit vergessen; die Gewißheit, auch in der Ferne von seinem Wohlthäter geliebt zu werden, hatte ihn so glücklich gemacht, daß er es zuvor in seinen guten Tagen nie so gewesen war. Aber diese höchste Wonne, diese übermäßige Freude fand keine Worte und ballte sich zu einem unaussprechlichen Hochgenuß zusammen, der nur in seiner ganzen, unauflösbaren Vollkommenheit nach empfunden, aber immermehr mit kalten Buchstaben beschrieben werden kann.

Da der nächstfolgende Tag ein Sonntag war,

so wurde in dem kleinen Familienrath beschlossen, daß Beides, Buch und Rock, morgen eingeweiht werden solle. Und so geschah es auch: Jakobs erster Gang mit dem theuern Stocke war in die Kirche, und nach dem Nachmittags-Gottesdienste schloß die Familie wieder den engen Kreis, um den ersten Vortrag aus der Mutter Mund zu hören, die das kostbare Buch geöffnet hatte, um die Neugierde ihrer Lieben sowohl, als ihre eigene, zu befriedigen. Sie wollte sich auf das Fußschemelchen setzen, das sie gewöhnlich im Kreise ihrer Familie einnahm, während Jakob in der Regel auf einem alten, mit braunem Leder überzogenen Sessel saß, der ein Familienstück war, und den Jakobs Großmutter bis zu ihrem Tode inne gehabt hatte. Nur hie und da, wenn Jakob recht betrübt war, machte er von diesem Vorrechte keinen Gebrauch, und zog es vor, lieber einen schlechten Platz einzunehmen, als seinen Kummer in den Stuhl zu vergraben, der ihn nur mit Dankgefühl an seine Vorfahren hätte erinnern sollen. — Aber heute mußte dieser Ehrenplatz an Julie abgetreten werden; „denn,“ sagte er, „ich kann es nicht zugeben, daß Jemand unter uns sitze, der ein Geschenk in der Hand hält, das von ihm herrührt und das er auch selbst in seinen Händen hatte! Das wäre eine Entweihung!“

Julie saß also in den Großvaterstuhl, was den Kindern so sonderbar vorkam, daß sie alle drei

zu lachen anfingen und Therese die Bemerkung machte, daß die Mutter heute der Vater wäre! Auch die ganz kleine Rosine bestätigte dieses mit dem Ausrufe: „Mutter ist Vater!" welche Anmerkung auch den Eltern ein Lächeln entlockte.

Jakob gebot ihnen Stille, setzte sich auf das Fußschemelchen, Julien gegenüber, nahm die kleine Rosine auf den Schooß, Therese und Karoline zu seinen beiden Seiten, schlang die Arme um die lieben Kinder, welche mit Ruhe auf die Worte hörten, die jetzt die Mutter vorlesen würde, und Julie begann den Vortrag mit einer Geläufigkeit, wie man sie bei ihrem Stande nicht vermuthet hätte.— Jakob war ganz Ohr, und von Zeile zu Zeile wurde seine Aufmerksamkeit immer mehr angezogen und gefesselt. Das Buch mußte sorgfältig für ihn gewählt worden sein, und der Verfasser schien tiefe Blicke in Jakobs Zustand gethan zu haben. — Der mit Leib und Seele an Herrn von Labonel hängende Blinde, wollte gerne jedes menschliche Verdienst diesem edlen Manne allein zurechnen, und da in dem Buche kein Verfasser angegeben war, so war es dem gutmüthigen Jakob ein Leichtes, Herrn von Labonel als solchen zu bezeichnen. Wir wollen diesen Irrthum seiner Liebe verzeihen und eine Stelle aus Juliens Vortrag entnehmen, der am meisten auf Jakob gewirkt hatte.

„Das Gebet," hieß es unter Anderm, „seg-

net mit himmlischem Segen, gibt uns unsere Menschen- und Christenwürde zu fühlen; wir reden mit Gott. Wenn wir beten, so hören wir auf, ferne zu stehen; der Herrscher über Himmel und Erde breitet uns als Vater seine Arme entgegen, und wir, seine lieben Kinder, eilen vertrauensvoll hinein, wir vergessen des Staubes, wir vergessen unser Irdisches und vereinen uns ganz mit dem Himmlischen. Wenn wir beten, so verwandeln wir unsre Natur; wir streifen die Staubhülle ab, und die Flügel der Andacht tragen uns hinauf, weit in des Himmels selige Räume, und die fromme Begeisterung versetzt uns in die Mitte der Seraphim an des Thrones Stufen. Der Betende, das heißt: der mit Inbrunst Betende, vergißt der unabänderlichen Leiden, die ihm sein Vater im Himmel aus gewissen Gründen zugefügt hat; das Göttliche tritt ihm nahe, und wäre er auch verlassen von denen, die sein Herz liebte — er fühlt dennoch, daß er nicht allein ist, daß ein mächtiger Arm ihn umschlingt, daß eine freigebige Hand ihn segnet, daß ein alldurchdringendes Aug' auf ihn niederschaut, daß ein liebendes Herz ihn emporzieht. Und ziehen sich auch dichte Wolken zwischen ihn und den Unsichtbaren, ist auch sein Auge mit ewiger Finsterniß bedeckt — vor dem Gebete zertheilen sich diese Wolken, und die Finsterniß wird erleuchtet; er streckt die Arme aufwärts, und hinweg über alles, was

ihn zurückhalten will, ruft der glückselige Beter: „Siehe! ich sehe den Himmel offen! Mein Freund ist mein und ich bin Sein!“ Dem wahren Gebete entquillt Lebensverklärung. Ehe wir gebetet haben, ist's dunkel in unserm Geiste, unser Blick ist unklar, unsere Gedanken sind ungeordnet; unser Beginnen ist unsicher, unsere Gefühle sind ungeweiht. Das Leben liegt vor uns ausgebreitet; aber es hat nicht den hellen Schein, die reine Bestimmung, die hohe Bedeutung, den himmlischen Liebreiz nicht, den es haben soll. Beten wir aber, das Gebet versetzt uns auf den Standpunkt, wo unser Leben seinen ganzen Sinn und Werth vor uns entwickelt; da sehen wir uns sofort hingewiesen auf alles, was wir thun, gewarnt vor allem, was wir meiden, erinnert an alles, dessen wir uns freuen, befestigt in allem, darauf wir trauen sollen. Wir werden da neu befreundet mit den Grundsätzen, nach welchen wir unsere Geschäfte, Verhältnisse, unser Haus, unser Glück und unsern Schmerz beurtheilen und behandeln müssen. — Groß wird im Gebet des Christen Herz, gestärkt sein Vertrauen, kräftiger sein Gemüth und gelinder sein körperlicher Schmerz!“

Jakob schauderte vor Lust und frommer Begeisterung. Julie war tief ergriffen, und sogar die Kinder waren erschüttert, theils von dem Eindruck, den die Eltern auf sie gemacht hatten, theils aber

auch von einigen Stellen, die ihr kindliches Fassungsvermögen nicht überstiegen, und welche die Mutter absichtlich mit besonderm Nachdruck vorgelesen hatte.

„Seht Ihr, liebe Kinder!“ fing Jakob nach einer langen feierlichen Pause an, „so versteht er es, die Herzen zu fesseln, daß er sogar schon auf Euch Eindruck macht; denn Ihr müßt wissen, daß dieß seine eigenen Worte sind und er selbst dieses Buch geschrieben hat. So reich hat Gott diesen seinen Liebling bedacht, daß er solche Bücher schreiben und zum Heil der Menschen damit so viel Gutes stiften kann. Betet, liebe Kinder! betet alle Tage recht herzlich zu Gott, daß er ihn recht lange erhalten möge!“

„Soll ich dir mein Gebet einmal hersagen, das mir der Herr Pfarrer auf dein Verlangen für ihn gelehrt hat?“ fragte Karoline.

„Ja, meine Tochter!“

Karoline kniete auf dem Fußschemelchen nieder, das der Vater jetzt verlassen hatte, faltete die Hände und betete mit Andacht:

„Lieber Vater im Himmel! Du verschmähst die Gebete Deiner Kinder nicht; ich bitte Dich dadaher, auch meine Bitte zu erhören, und ihn, den Wohlthäter meines guten Vaters, unter Deinen besondern Schutz zu nehmen. Segne ihn mit der Fülle deiner Güter; segne die Seinigen; segne al-

les, was ihn angeht; o segne, segne ihn, guter Gott! und so lange ich lebe, will ich Dir dafür danken. Amen!"

„Amen!" wiederholten Vater und Mutter, so wie auch Therese und die kleine Rosine.

„Und du Therese?" fragte Jakob, indem er eine Thräne abwischte.

Nun nahm diese den von Karolinen verlassenen Platz ein und betete andachtsvoll, die blauen Äuglein gen Himmel gerichtet:

„O guter Gott! aus meinem Herzen,
„Steigt das Gebet zu Dir hinauf:
„Bewahr' den Freund vor allen Schmerzen
„Und segne seinen Lebenslauf.

„Er hat den Vater uns erhalten
„Und uns zu Waisen nicht gemacht;
„D'rum wird die Liebe nie erkalten,
„Die er in uns hat angefacht." —

„Gott sei unser Zeuge," fügte Jakob schluchzend bei, „daß diese heiße Liebe in uns nie erkalten werde!"

Therese erhob sich von dem Schemelchen, und nun trat die etwa drei Jahre alte Rosine hervor, sah den Eltern bittend ins Gesicht, streckte beide kleine Händchen, die zum Gebete gefaltet waren, bittend aus und sagte mit flehender Stimme:

„Ich auch hersagen mein Gebet! Vater, Mutter! Rosine auch hersagen will ihr Gebet!"

„Ja, mein lieber Engel! du sollst auch dein Gebet hersagen!“ antwortete Jakob.

Jetzt gab's aber große Noth, bis die Kleine, die dieselbe Stelle einnehmen wollte, welche ihre Schwestern inne hatten, befriedigt war. — Karoline stellte das Schemelchen vor des Vaters Füßen, der unterdessen seine Stelle im Großvaterstuhl wieder eingenommen hatte; Therese hob die kleine Rosine auf dasselbe, und diese hielt die Händchen noch immer gefaltet, stützte aber, um sicher zu sein, beide Ellenbogen auf des Vaters Kniee, Karoline stand zur Rechten, Therese zur Linken des Vaters, Julie aber hinter der Kleinen, welche, nachdem die große Vorbereitung gemacht war, folgendes Gedicht herlallte:

„O lieber Gott! der gute Mann,
„Hat meinem Vater Gut's gebracht!
„D'rum gib ihm, was er wünschen kann,
„Er hat uns ja so wohl bedacht.
„Ein blinder Mann, ein armer Mann!
„Kann nie vergelten jenem Herrn.
„D'rum segne Du den guten Mann,
„Denn Deine Hand gibt ja so gern!“

Der Vater küßte die holde Beterin, die Mutter belohnte sie mit einem weißen Brode, und Karolina und Therese zollten ihr den verdienten Beifall.

So verflossen manche Sonntage in dieser frohen Familie, und neu gestärkt wurde dann wieder zu den Berufsgeschäften geschritten.

Es war an einem fünf und zwanzigsten Juli, am Namenstage des guten Jakob, als seine Kinder in aller Frühe zu seinem Bette hinschlichen, sich dort alle drei in größter Stille hinstellten, um sein Erwachen abzuwarten. Sie waren so ruhig, daß man ihre Pulsschläge hätte hören können, und wenn zuweilen die kleine geschwätzige Rosine in Versuchung kam, den Mund zu öffnen, so gaben ihr Karoline und Therese sogleich mit Zeichen zu verstehen, daß sie schweigen müsse, oder legten sogar ihre Händchen auf den Mund der kleinen Schwätzerin, die sich's dann auch wieder gefallen ließ und ihrer Ungeduld mit Gewalt die Zügel anlegte. — Lange harrten sie vergebens; und bei jeder Bewegung, die der Vater machte, glaubten sie: Jetzt wäre es Zeit! Aber immer waren sie wieder getäuscht. Endlich aber kam der ersehnte Augenblick heran: Jakob öffnete die lichtlosen Augen, und alle Drei fingen zugleich an, ihre Glückwünsche herzusagen, während eine Jede dem gerührten Vater einen Blumenstrauß in die Hand drückte. Auch Julie, die schon vor den Kindern das Bett verlassen hatte, kam herbei und brachte ihrem guten Jakob den herzlichsten Glückwunsch. —

Es war in der That ein herrlicher Anblick, den Wetteifer dieser vier Geschöpfe zu sehen, die, um den blinden Mann freudig zu überraschen, sich einander überbieten wollten! Rührend und erbauend

war es mit anzusehen, wie der glückliche Vater und Gatte gegen Jeden seine Freude mit besonderem Danke ausdrücken wollte, aber von den Thränen, die über seine Wangen flossen, davon abgehalten wurde. — Er drückte einen um den andern seiner Lieblinge an sein Herz, bedeckte ihn mit Küssen, gab ihm die süßesten Namen, drückte ihm die Hände, streichelte sein Gesichtchen, das er leider nicht sehen konnte, hob die kleine Rosine zu sich auf sein Lager, entfernte deren Löckchen aus dem lieben Gesichtchen, küßte es und benetzte es reichlich mit seinen Thränen. — Die Mutter badete sich in Wonne, und hatte es in ihrem übergroßen Genuß nicht bemerkt, daß unterdeß die Thüre geöffnet worden und ein Herr ins Zimmer getreten war, der sich hinter die glückliche Familie gestellt und die rührende Scene mit angesehen hatte.

„Es ist mir so wohl!" rief Jakob im höchsten Gefühl der Wonne aus, „so wohl zu Muth, wie es mir schon lange nicht war; und nie hätte ich geglaubt, daß es mir, fern von ihm, je so wohl werden könnte! Ich bin so selig, so glücklich, als wäre er in meiner Nähe. O, daß er zugegen wäre, und seinen Jakob so glücklich sähe!"

„Er ist zugegen, geliebter Jakob!" rief eine wohlbekannte Stimme, und im nächsten Augenblick lag Herr von Labonel in seinen Armen. —

Wir wagen es nicht, länger hier zu verweilen,

und wollen dem Leser mit einer jedenfalls unzureichenden Schilderung das Bild nicht verderben, das er sich so schön in seiner Phantasie ausschmücken kann. Wir gehen zu dem Beweggrund über, der Herrn von Labonel so unverhofft von Paris hieher geführt hat.

Schon lange war dieser edle Herr mit dem Plane umgegangen, seinen Liebling mit seiner Familie zu sich nach Paris zu nehmen, um ihn immer um sich zu sehen. Denn auch er hatte das Bittere der Trennung tief empfunden und hätte sich in der Nähe seines Jakob viel wohler gefühlt. Aber bisher hatte immer die Gelegenheit dazu gefehlt. Herr von Labonel wäre wohl im Stande gewesen, diese Familie aus eigenen Mitteln zu versorgen — allein das wollte er nicht; denn er sah es recht gut ein, daß Jakobs Glück verschwinden müßte, sobald man ihm geschenktes Brod aufdringen würde. Zudem hätte dann der Charakter des tieffühlenden Blinden auch vieles an seiner schönen Natürlichkeit verloren, und es war Herrn von Labonel darum zu thun, diese Schönheit unverdorben zu erhalten. Er suchte daher nach einem Mittel, um ihm eine angemessene Beschäftigung zu geben, die sowohl die Zukunft seiner Familie, als die seinige sicherte. Dieses Mittel war jetzt gefunden, und Herr von Labonel war gekommen, um Jakob mit den Seinigen

abzuholen, sie mit nach Paris zu nehmen und sich nie mehr von ihnen zu trennen.

Er hatte nämlich eine Ziegelhütte gekauft, bei welcher er, da sie sehr groß war, viele Leute verwenden mußte. Sogleich hatte er dabei an seinen treuen Jakob gedacht, und für ihn die Stelle als Magazinverwalter bestimmt. Dieser Posten war nicht unbedeutend, konnte aber doch von dem Blinden versehen werden, indem nöthigenfalls jedes Stück, das in das Magazin kam, und von dort auch wieder verabfolgt werden sollte, durch seine Hände gehen konnte. Herr von Labonel hatte also beschlossen, Jakob dort anzustellen, und zugleich für seine Familie ein schönes Kapital ausgeworfen, das ihr nach Jakobs Tod eingehändigt werden, dessen Zinsen aber von ihm, so lange er lebe, genossen werden sollten.

Als er dem blinden Manne diesen Entschluß mittheilte, war es weniger die gesicherte Zukunft seiner Familie, die ihn so sehr freute, als die Gewißheit: jetzt immer in der Nähe des Mannes leben zu dürfen, der seinem Herzen nach Gott am nächsten stand.

„Immer bei Ihnen!" rief er entzückt aus, „wie werde ich dieses Glück ertragen können! Ist's auch kein Traum, der mich so sehr erfreut? Ist es wirklich so? Ja wirklich! Ich fühle Ihre Hand in der meinigen, mein Herz schlägt so, wie es nur in Ihrer Nähe schlagen kann; Ihr Hauch weht mich

an, ich fühle nichts als Wonne und Seligkeit um mich her; ich bin glücklich, der glücklichste Mensch auf Erden! Gelobt sei'st Du, gütiger Vater! daß du mich erblinden ließest! denn nie wäre ich sonst so glücklich worden, als ich es jetzt bin. In meiner Blindheit hast du mir das schönste Licht gezeigt; mein Auge ist geschlossen, aber mein Herz sieht, mein Gemüth versteht das Licht, wenn auch die Augen erloschen sind. Dank, meinen heißgefühltesten Dank für diese mich so sehr beglückende Blindheit!" —

Noch an demselben Tag wurden Jakobs wenige Habseligkeiten eingepackt, und am andern Morgen verließ er mit seiner Familie, in Begleitung ihres Wohlthäters, das Dorf und alle reisten zusammen nach der Hauptstadt, wo wir Jakobs Pünktlichkeit, Ordnungsliebe und Treue noch nach vielen Jahren mit den größten Lobeserhebungen rühmen hörten.

Auf Père la Chaise in Paris sieht man seit neuester Zeit einen schönen Grabstein, auf dem von Künstlerhand ein Buch und ein Stock abgebildet sind, worunter sich die Worte befinden:

„Das Buch stärkte seinen Geist,
„Der Stock leitete seinen Schritt!"
Die trauernden Hinterbliebenen ihrem blinden Vater
und Gatten:

„Jakob von Noisemont."

IV.

Wilhelm.

Wir lesen von Charakteren, die durch einen plötzlichen, überwältigenden Eindruck schnell umgewandelt wurden. Unter Andern von einem Verschwender, der, als er von einer Anhöhe herab sein vergeudetes Erbe überschaute, von Stund' an ein entschiedener Geizhals wurde, und endlich das verlorne Gut wieder an sich brachte.

Geraldine.

Erstes Kapitel.

In einer der größten Städte Frankreichs lebte ein reicher Edelmann mit seinem einzigen Sohne Wilhelm. Seine Frau war schon seit mehreren Jahren todt, und er glaubte, in seinem einstigen Erben seines beträchtlichen Vermögens alle Freuden wieder zu finden, auf die er mit dem Ableben seiner treuen Ehehälfte hatte verzichten müssen. Dieser Zweck wurde auch im Sinne des Vaters erreicht, allein dieser war nicht von jenem Geiste beseelt, der allein den Menschen wahrhaft und andauernd glücklich machen kann; ihm selbst fehlte die innere Weihe, die das Herz und Gemüth für das Edelste und Schönste heiligt und belebt; und wurde er auch zu der Klasse der sogenannten Gebildeten gezählt, so vermißte man doch an ihm den Kern alles Schönen, die Wurzel alles Edlen, den Keim aller Bildung — die beseligenden und stärkenden Grundsätze wahrer Religiosität.

Diese Grundsätze wurden auch dem jungen Wilhelm nicht eingeprägt, denn der Vater war in der Wahl der für seinen Sohn bestimmten Lehrer

und Erzieher nichts minder als vorsichtig, und begnügte sich damit, wenn dieselben einen feinen Ton hatten, in weltlichen Wissenschaften nicht unerfahren waren und auch die Kunst besaßen, Wilhelm damit vertraut zu machen. — Dies geschah auch genügend, und der Zögling entsprach vollkommen den Wünschen seiner Lehrer, noch mehr aber denen seines Vaters.

So wuchs Wilhelm heran. Sein Geist war wohl empfänglich für alles Schöne und faßte es mit Vergnügen auf; aber er lernte Gott nur in der Natur erkennen, und die wahren Begriffe von ihm nnd seinem Erlösungswerke wurden dem jungen Edelmanne nur spärlich mitgetheilt, und das Wenige nur zu dem Zwecke, damit er auch in dieser Wissenschaft, wie sein Vater Religion zu nennen pflegte, nicht zurück bliebe, und sich in Gesellschaft, wodieselbe etwa den Gegenstand der Unterhaltung bilden sollte, nicht zurückgesetzt sähe.

Wilhelm wurde in Gesellschaft eingeführt und überall gut aufgenommen. Seine schönen Gesichtszüge, sein edler Wuchs und seine angenehme Unterhaltung machten ihn allenthalben beliebt, und in jedem Zirkel war er ein willkommner Gast. Sein tiefes Gefühl und die kräftigen Worte, womit er dasselbe auszudrücken vermochte, machten ihn bald

zum Tagsgespräch, und man sehnte sich nach seinen Besuchen.

Einst gerieth er auch in eine Gesellschaft, wo ein junger Abbé zugegen war. Wollte es nun der Zufall, oder war es Absicht, um die religiösen Grundsätze des jungen Barons zu prüfen — genug, das Gespräch wurde auf den wichtigsten Gegenstand im menschlichen Leben, auf Religion, gerichtet. Der Abbé stellte die richtige Behauptung auf, daß ohne den Glauben an einen Welterlöser, ohne Ueberzeugung von der Wahrheit, daß das am Kreuze geblutete Opfer sich selbst dahin gegeben habe zum ewigen Heile der Menschen und sie durch diese Hingabe auch wirklich erlöst habe — ein empfängliches Herz, und folglich eine wahre Bildung nicht denkbar seien.

Wilhelm, den eine solche Behauptung einigermaßen überraschte, und sich selbst getroffen fühlend, antwortete:

„Ich möchte doch behaupten, Herr Abbé, daß der Schöpfer noch andere Mittel habe, das menschliche Herz zu rühren und es empfänglich zu machen für das Schöne und Erhabene. Denken Sie sich in die Tage des Frühlings. Keinen dieser Freudenverkünder habe ich bis jetzt noch erlebt, der mir nicht aus seinem großen, aufgeschlagenen Evangelium die Worte an das Herz gelegt hätte: „Betrachte, staune an die Majestät Gottes in

der Natur, und lerne ihn kennen aus seinen Werken!" — Der Frühling, dieser liebliche Apostel, der von seinem Meister gesandt wurde allen Völkern, um ihnen das Evangelium zu verkünden, gibt dem Herzen des Menschen neues Leben, seinem Blute einen leichtern Umlauf, befreit seinen Geist von dem drückenden Winternebel, daß er ruhend an der Brust der Natur eine von allem Andern unabhängige Freude empfinden kann, ein reines Gefühl von Lebenslust, Liebe zum Leben. O könnte ich jeden an Gemüth oder Körper Erkrankten an einem Frühlingsmorgen hinausführen, ihn auf die jungen Blumen legen, ihn den dunkelblauen Himmel und all' die ruhige und lebendige Herrlichkeit, welche die Erde hervorbringt, schauen lassen, ihn fühlen lassen die Wärme im Sonnenstrahl, die balsamische Kühlung des Windes, all' diese innerliche Güte in der Luft und in der Natur, die mit der Stimme eines Freundes, mit einem Blick von Gott zum Herzen spricht! Gewiß würde der Unglückliche hier auf eine Stunde die Undankbaren vergessen, die ihm Böses gethan, die Qualen vergessen, die am Faden seines Lebens zerren, selbst die Reue würde hier ruhen und an Verzeihung glauben, der oft Betrogene würde auf's Neue hoffen; gewiß würde der Schmerzenssohn noch vor seinem Tode einige Stunden sorgenfreien Glücks genießen, er würde an seinem Abende auf

diesen Frühlingsmorgen zurückblicken und sagen: „Auch ich bin glücklich gewesen auf Erden!“

„Ich räume Ihnen gerne ein,“ entgegnete der Abbé, „daß die Allmacht und Allgüte des himmlischen Vaters auch in seiner Natur zu finden seien, bleibe aber bei der Behauptung, daß ohne den Glauben an einen sich selbst dahingegebenen Mittler, das menschliche Herz nie jene Würde, jenen Adel erlangen könne, deren es fähig ist. Ja, ich zweifle nicht, daß die von Ihnen so eben gemalten Empfindungen sich nur desjenigen Gefühls bemächtigen können, das von diesem beseligenden Glauben belebt und genährt ist.“

„Bedenken Sie doch die Wirkung,“ erwiderte Wilhelm, „die der Frühling, oder in ihm die Natur, auf die Menschen ausübt. Sehen Sie die jungen Mädchen auf die Fluren hinauswandeln. Sie vergessen alle Eitelkeit und Falschheit, womit das Weltleben sie befleckt hat, und Blumen unter den Blumen, werden sie einfach, schön und schuldlos, wie diese; sie schließen Freundschaftsbande, sie flechten Kränze, preisen Gott und sind glücklich. Die jungen Männer schwärmen hinaus durch Wälder, durch Sturm und Wogen — die Kraft, welche die Natur durchströmt, steigert das Leben in ihrer Brust; sie glauben, die ganze Welt sei ihnen eigen, jede Morgenröthe, jede goldne Abendwolke schreibt ihnen ein Versprechen von Sieg und

Ehre. Und die alten Leutchen — sie gehen hinaus, gestützt auf den Arm eines Sohnes, öfter einer sorglichen Tochter, noch öfter vielleicht auf eine Krücke; sie gehen hinaus, um sich in der Sonne zu wärmen, auf eine Bank zu setzen, den Gesang der Vögel zu hören und in der frischen Luft zu athmen; sie erfreuen sich der Sonne, die Glücklicheren unter ihnen erfreuen sich der Freude ihrer Kindeskinder. Und die Kinder — die Kinder! o, ihr kleinen, holdseligen, schönen, unschuldsvollen Wesen, Lieblinge Gottes und der Menschen, für euch scheint der Frühling geschaffen zu sein und ihr für den Frühling; wenn ich euch unter den Blumen sehe, umtanzt von leuchtenden Schmetterlingen, so möchte ich fragen, was die höheren Welten wohl Schöneres haben können?"

„Ich hatte einen Freund", entgegnete der Abbé, „der ebenso wie Sie, Herr Baron, Gott nur in der Natur zu erkennen geglaubt hatte. Stünden mir nicht unzählige Mittel zu Gebote, um Ihnen zu zeigen, wie geringhaltig und wie wenig ausreichend eine solche Religion sei, so müßte Sie schon das Beispiel meines Freundes überweisen, der — freilich durch langes Leiden, und ich wünsche vom Herzen, daß Sie leichtern Kaufs gewonnen werden mögen — endlich zu folgender Aeusserung gebracht wurde:

„„Man hat mir gesagt,"" sprach er einst

auf seinem Schmerzenslager, „„bete Gott in der Natur an! — Ich suchte ihn dort, den Allweisen, den Allgütigen — allein ich fand ihn nicht. Ich suchte ihn im Leben des Menschen, und fragte trostlos: Wo ist mein Gott? Ich suchte ihn endlich bei dem Versöhnungslehrer am Kreuze — und da habe ich ihn gefunden; jetzt, da jetzt erst verstehe ich sein Wort im Leben der Natur und des Menschen. Sonne und Blume, Güte und Geist, ihr Strahlen seines Lebens, aus vollem Herzen kann ich euch jetzt lieben und bewundern. O du großer und guter Sohn des allmächtigen Gottes! du ewiger, mit dem Vater und dem Sohne regierender Geist! die ihr das Gesetz eurer ewigen Güte walten lasset auf Erden, auf euch sind meine Gedanken unablässig gerichtet, wenn ich in das Leben und dessen Umwälzungen hineinschauen will. Mag alles vor meinen Blicken sich verwirren, mag ich schwindelnd in dem wirbelnden Strom der Begebenheiten untersinken — Du Dreieiniger bleibst stets meine Hoffnung und Stütze!""

„So, Herr Baron, sprach mein Freund, der früher gleiche Gesinnung mit Ihnen getheilt hatte. In seinen Leiden hat er Gott vom wahren Standpunkt aus kennen gelernt, und auf seinem Lager, auf dem er seinen Geist aushauchte, hörte man noch folgende Worte, die aus der tiefsten Tiefe seiner Seele kamen:

„„Mein Gott und mein Heiland!““ sagte er drei Tage vor seinem Dahinscheiden, „„an dich, den ich in der Tiefe meiner Seele lebend fühle, den ich anbete in der heiligen Stimme meines Gewissens, in Allem, was ich Gutes und Schönes auf Erden sehe — an dich kettet sich mein Herz und mein Gedanke, als an den ersten und einzigen Ausgangspunkt alles Lebens und alles Denkens. Du bist, das glaube ich. Du bist heilig und reich an Liebe, du bist der Gott der Güte, das fühle, das glaube ich von ganzem Herzen. Mein Gott und mein Schöpfer! mit dem Besten, was du mir gegeben hast, mit dieser Vernunft, die sich zum Gedanken an dich erheben kann, mit diesem Willen, der die Macht besitzt, dich zu hören und dir zu gehorchen — will und muß ich dir huldigen. Tief in meine Seele hast du deinen Namen geschrieben, und in dieser Stunde, o mein Gott und Heiland, da ich meiner irdischen Leiden für immer entledigt werden soll, kann ich an Allem zweifeln, nur nicht an dir, nur nicht an deiner Güte und deiner Macht. Du bist mein Gott! — Verzeih', o himmlischer Vater, wenn ich dich früher nur in deiner Schöpfung zu finden wähnte. Verzeihe mir diesen Irrthum; denn jetzt sehe ich es recht lebhaft ein, daß ich nicht fand, was ich suchte. Aber jetzt, wo mich deine Allbarmherzigkeit zur Ueberzeugung gebracht hat, daß ich dich in deinem Eingebornen wiederfinde, jetzt weiß

ich wohl, wen ich aufsuchen muß, um die Leere meines Herzens auszufüllen. „Suchet, und ihr werdet finden!“ sagt mein göttlicher Heiland. Ich suchte — und fand. „Zu ihm gehe hin!“ flößte mir ein eiserner Wille ein, „zu ihm, der, selbst heilig, den Menschen zur höchsten Heiligkeit, zur Gleichheit mit Gott berief, der Gottes Reich auf Erden verkündete, der litt, versucht ward und kämpfte, wie ein Mensch, aber siegte als Gott und wie ein Gott; zu ihm, dem die Kräfte der Natur unterthan waren!“ — Ich will zu dem Gekreuzigten gehen, zu dem Auferstandenen, zu dem Wort, das da Fleisch ward und unter uns wohnte voll Gnade und Wahrheit, zu Gott, welcher in und durch Christo die Welt mit sich selbst versöhnt.““ —

„„Der Tod hat sich genähert, er mag kommen, er ist mein Freund. Alle meine Schwachheiten, Alles, was ich verbrochen habe, verzeih' mir, o mein Gott! — Vater, Mutter, Geschwister, Freunde, lebt wohl! Ich verlasse euch, aber ich weiß, daß ich euch wieder finden werde. Gottes Wille geschehe! Gelobt sei Jesus Christus!““

„Dieß waren seine letzten Worte,“ fuhr der Abbé fort, „und Sie werden gewiß einsehen, daß mein seliger Freund nicht mit dieser Ruhe und diesem beseligenden Troste seiner Auflösung entgegengesehen, daß er nicht diese Zuversicht, nicht diesen

Vorgeschmack eines bessern Jenseits gehabt hätte, wenn er in seinem frühern Wahn verblieben wäre."

„Noch nicht zugegeben!" erwiderte Wilhelm mit fester Stimme, aus der man seine innere Ueberzeugung lesen konnte. „Ich glaube Ihnen recht gerne, Herr Abbé! daß Ihr sterbender Freund, gebeugt von Leiden, die ihn längere Zeit ans Siechenlager gebannt haben mochten, durch Langeweile oder etwa nach Trost suchend, um diese Leiden um etwas erträglicher zu machen, sich diese Ueberzeugung gesucht und gleichsam aufgedrungen haben mag; er hat sich vielleicht längere Zeit darin geübt, um diese, sich selbst aufgedrungene, Idee als Ueberzeugung anzunehmen, und da sie seiner Seele wohl that, auch endlich für Wahrheit gehalten."

„Sie bieten mir gerade ein Mittel", antwortete der Abbé, „das gegen Ihre Meinung zeugt. Also durch Leiden soll mein Freund zum Wege des Heils geführt worden sein? Und was war das Resultat hievon? daß diese Idee der Ueberzeugung seiner Seele wohl that! Ganz richtig, das ist auch meine Meinung. Was muß aber das für eine Idee sein, die das einzige Mittel bietet, um einem Leidenden, einem Sterbenden, der alle menschliche Hülfe ohnmächtig von seinem Lager weichen sieht, Trost und Frieden zu bringen? welch anderes Mittel vermag dieses, als der wahrhaftige Glaube an das Wahrhaftige? Mein Freund fühlte

so gewiß, als er lebte, so gewiß, als er an Gott glaubte, daß hier Gott für die Erde verklärt ist, und das Werk der Versöhnung durch den Kreuzestod seines Sohnes vollendet hat. Tief in seinem innersten Leben erfuhr er, daß es so ist. Kann aber auch der Gott, an den wir glauben, ein anderer sein, als der, den das Christenthum lehrt? Die Kraft, durch welche wir das Böse in uns bekämpfen können, ist die nicht die Liebe zu dem Gott, welcher die Welt also geliebt hat, daß er seinen eingebornen Sohn hingab, zur Versöhnung ihrer Sünden? Der Gottmensch kam herab zum Menschen, damit der Mensch hinaufsteigen möge zu Gott. Der Vater hat sich zum Kinde herniedergebeugt, um es an seine Brust empor zu heben. Welch' beseligender, wohlthuender Gedanke! Der Heiland spricht zu seinen Jüngern:

„„Euer Herz erschrecke nicht! Glaubet ihr an Gott, so glaubet ihr auch an mich.““

„„Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; Niemand kommt zum Vater, denn durch mich.““

„Eine stille Freude senkt sich über unser Herz, das Dunkel zertheilt sich, Gottes herrliches Licht verklärt das Leben, und alle seine Mißverhältnisse lösen sich auf. Was ist der Tod mehr, seit die Lehre des Heiland's uns beglückt? Nur ein Uebergangsmoment in des Geistes Leben; für die Gu-

ten das Thor, durch welches sie eingehen in einen seligern Zustand, in den vollen Besitz der Freiheit, die sie hier erworben haben. Erleichtert ist jetzt unsre Brust, geklärt unser Auge, und freudig rufen wir mit dem Apostel:

„Tod wo ist dein Stachel? Hölle wo ist dein Sieg?"

So weit die Unterhaltung des Abbé mit Wilhelm. Die Gesellschaft entfernte sich, und der junge Baron war von den, ihm seit seiner frühesten Jugend eingeprägten, Grundsätzen bis jetzt noch nicht abgewichen. Die lehrreichen Worte des Abbé hatten des Jünglings Herz nicht gerührt.

Zweites Kapitel.

Wenige Wochen waren seit dieser Unterhaltung verflossen, als Wilhelms Vater ernstlich krank wurde. Trotz aller Bemühung der Aerzte mußten diese doch die Krankheit für unheilbar erklären und die Hoffnung auf ein Wiedergenesen bald aufgeben. Wilhelm der seinem Vater mit kindlichem Gemüthe anhing und ihn innigst liebte, war von dieser Nachricht ergriffen und erwies dem Kranken alle Sorgfalt und Liebe, wie es von einem dankbaren Sohne erwartet werden kann. Er durchwachte ganze Nächte bei ihm und suchte den leisesten Wunsch in

seinen Blicken, um ihn baldmöglich zu erfüllen. Der Vater, überzeugt von der liebenden Sorgfalt seines Sohnes, empfand diese Wohlthat doppelt auf seinem Krankenlager, und strengte sich an, manche Thräne, die über Wilhelms Wangen herablief, wegzuküssen. Der Anblick dieser gegenseitigen zärtlichen Liebe zwischen Vater und Sohn war wahrhaft erbauend.

Eines Abends, als der Schmerz bei dem Kranken etwas nachgelassen hatte und dieser aus einem sanften Schlummer gestärkter erwachte, sagte er zu Wilhelm: „Mein guter Sohn! sey so gefällig mir etwas vorzulesen; ich werde gerne zuhören. Ich wünsche aber etwas zu hören, das zur Seele und zum Herzen spricht.“

Wilhelm eilte in die Bibliothek, die an das Krankenzimmer stieß, selbst noch nicht einig mit sich, was er wählen sollte. Er hatte aber die erste Glasthüre, unter welcher ein Theil der reichen Büchersammlung in schönster Ordnung aufgestellt war, noch nicht geöffnet, als er mit schwacher Stimme seinen Namen rufen hörte. Er eilte zu seinem Vater zurück, und dieser sagte zu ihm:

„Gehe an den dritten Schrank; in der Ecke des untersten Faches wirst du ein Manuscript finden, das ich vor mehreren Jahren, als ich einen Badeort in Deutschland besuchte, von einem Deutschen zum Geschenk erhalten, aber bis jetzt noch

nicht gelesen habe. Hole mir dieses, mein guter Wilhelm!“

Nach wenigen Augenblicken brachte Wilhelm das verlangte Manuscript, doch ehe er zu lesen anfing, sagte der Vater: „Es sind schon jetzt sieben Jahre, daß ich dieses Manuscript besitze, und ich sehe erst jetzt ein, wie undankbar ich war, von diesem Geschenke noch keinen Gebrauch gemacht zu haben. Der Deutsche, von dem ich es erhielt, gewährte mir viel Unterhaltung; nur konnte ich mich über gewisse Ansichten nicht mit ihm verständigen. Besonders war dieses der Fall, wenn von Religion die Rede war. Am Abend vor meiner Abreise besuchte er mich zum letzten Male und bat mich, dieses Andenken von ihm anzunehmen. Er hat wahrscheinlich nicht gedacht, daß ich erst auf meinem Todtenbette Gebrauch davon machen würde. Jetzt lies, lieber Wilhelm, und ich werde dir aufmerksam zuhören.“

Wilhelm trocknete die Thränen von seinen schönen Augen und las

Das Manuscript.

„Es gibt Menschen,“ so begann Wilhelm seine Vorlesung, „die nicht glauben an eine rächende Hand Gottes, die einen Schöpfer der Natur nur als solchen und in dieser anerkennen, und glauben damit genug gethan zu haben. Aber diese Menschen gleichen denjenigen Dienern, die ihre Herr-

schaft bloß des Guten halber lieben, das sie von ihr erhalten, und deren Liebe auch aufhört, sobald die Wohlthaten durch eingetretene Verhältnisse abnehmen müssen. Einem solchen Diener fehlt die wahre Liebe und Treue zu seinem Herrn; seine Anhänglichkeit wird immer matter und schlaffer, und artet endlich in Untreue aus. Nicht selten geschieht es dann, daß der Undankbare, auf die bekannte Herzensgüte seines Herrn vertrauend, Frevel auf Frevel ausübt, und erst zu spät einsieht, daß sein ungebesserter Lebenswandel endlich doch bestraft werden müsse. — So jene Menschen! Sie genießen die gespendeten Güter des himmlischen Vaters, murren aber gegen seinen unerforschlichen Willen, wenn ihnen das nicht immer gereicht wird, dessen sie sich längere Zeit gefreut haben, und nicht bedenkend, daß die rächende Hand Gottes sie theils schon hienieden ereilen werde — oder an ein Strafgericht gar nicht glaubend — häufen sie Missethat auf Missethat, und wähnen sich schon gesichert genug, wenn sie ihre Frevel nur vor den Augen der Menschen verborgen wissen.

Ein Anderes aber ist es mit demjenigen, der von Gott, seiner Größe, Allmacht, Allgüte und seinem Leiden für uns einen größern Gedanken aufgefaßt hat. Dieser kann nie so fallen, daß er das Höhere für immer aus den Augen verlöre; er kann wohl sündigen, aber es kommen ihm wieder

lichtere Augenblicke, in denen sein Genius Zugang zu seinem Herzen und Gemüthe findet und — triumphirt. Denn Gott, die ewige Güte, die höchste Liebe, verläßt sein gefallenes, unglückliches Kind nicht. Wird Er, der Allbarmherzige, denn weniger thun, als eine Mutter auf Erden für ihr Kind thut? O nein! Er wendet sein Angesicht nicht ab, er sucht sein Kind; er ruft es; hat er ja für dasselbe gelitten und sein Herzblut hingegeben, um es wieder zu gewinnen, um es wieder mit sich zu vereinigen. Die Reue des Sünders und seine Sehnsucht nach Wiederaufnahme, dieser innere Ruf: „Herr, komm!" ist von Ewigkeit zu Ewigkeit beantwortet worden mit dem Gegenruf: „Hier bin ich, mein Kind!" —

Zwei Begebenheiten sollen hier angeführt werden, in denen wir ungebesserte Sünder finden, die schon hienieden von den Strafgerichten Gottes ereilt wurden; zugleich aber auch einen Reuevollen, den die leitende Hand des himmlischen Vaters wunderbar von einem Verbrechen abgehalten hat.

Beide Erzählungen beruhen auf Wahrheit, und die erste wird so wiedergegeben, wie sie in der Gegend, wo sich die Begebenheit zutrug, noch heutigen Tages von alten Leuten erzählt wird, die sich der Zeit des Vorfalls noch gut erinnern.

I. Das Strafgericht.

„In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts,“ so erzählt uns ein siebzigjähriger, erblindeter Greis, „lebte ein Jäger, Namens Robert, auf seinem Jagdhause, das in der Mitte eines Waldes, einige Stunden in der Runde von jedem bewohnten Orte entfernt lag. Robert war hart gegen Jedermann und besonders rauh und unerbittlich gegen die Bauern in der Umgegend, die er hie und da in den, seiner Aufsicht übergebenen, Waldungen antraf. Er züchtigte zuweilen aus roher Lust die Unglücklichen, die im geringsten nichts vergangen hatten, und spottete ihrer Klagen und Schmerzen. Die Armen, die Gewalt des übermüthigen Jägers fürchtend, wagten es lange nicht, gerichtliche Klage gegen ihn zu führen, bis endlich einer dieser Leidensbrüder, Namens Auer, Muth faßte und diese ungerechte Willkühr bei der Obrigkeit, die solche Gewaltthätigkeiten weder dulden konnte noch wollte, anzeigte. Robert wurde zur Rechenschaft gezogen und nach den Gesetzen bestraft. Aber jetzt sollte Auer die Rache des rauhen Jägers in doppeltem Maaße empfinden, und dieser sann auf ein Mittel, um den Unglücklichen, ohne daß ein Verdacht auf ihn fiele, für immer unschädlich zu machen. Um dieses Ziel zu erreichen, bediente er sich eines umherziehenden Bettelknaben, Namens Rabenau,

den er, unter dem Scheine menschlichen Mitleids, bei sich aufnahm, um ihn als Jägerbursche heranzubilden.

Der verschmitzte Bursche, dessen in frühester Jugend verdorbenes Herz ganz zu dem seines jetzigen Herrn paßte, war bald für diesen gewonnen, und bot sich gleichsam selbst als Helfershelfer zu seinen ungerechten Handlungen an.

Mit boshafter Freude sah Robert seinen Zögling nach Wunsch gedeihen, und es währte nicht lange, so hielt er ihn fähig, seine gegen Auer ausgebrütete Rache durch ihn ausführen zu lassen.

Eines Morgens, als sich Rabenau in den Wald begeben wollte, rief ihn sein Dienstherr zurück und sagte zu ihm: „Bursche, ich habe viel Freude an dir, und du wirst dich auch bereits überzeugt haben, wie gut ich es mit dir meine. Ich habe dir den Bettelsack abgenommen und die Flinte über den Rücken gehängt, und an der Stelle des ehemaligen, in Lumpen gehüllten Bettelbuben, steht jetzt ein stattlicher Jägerbursche vor mir. Ich weiß, daß du nicht undankbar gegen meine Wohlthaten bist, und jetzt kannst du zeigen, ob du das Gute verdientest, das du bei mir genossen hast. Sieh, ich habe einen Todfeind, der mir viel Kummer macht; ich meine den Pachter Auer auf dem Stufenhofe, und so lange dieser am Leben ist, kann ich des meinigen nicht froh werden. Wie

wäre es, wenn wir ihn auf geschickte Weise aus dem Wege räumten?"

„Ei, dem schießt man eine Kugel vor dem Kopf!" sagte Rabenau schnell einfallend.

„Nein," entgegnete Robert, „dieses liegt nicht in meiner Absicht, denn es würde Verdacht erregen, der leicht auf uns zurückfallen könnte, indem man weiß, daß ich ihm, wegen der mir zugefügten Kränkungen, nicht gut bin. Mein Rath ist daher: du nimmst dieses Fläsch'chen, das ein starkes Gift in sich schließt, gehst zu ihm und verlangst, da er Wirthschaft treibt, ein Glas Wein, thust recht freundlich mit ihm, er muß mit dir trinken, und unvermerkt gießest du das Gift in sein Glas. — Nun, wie gefällt dir dieser Vorschlag?"

Rabenau antwortete nichts darauf, denn der Feigling — was gewöhnlich jeder Schurke ist — hätte dem erwählten Opfer lieber in der Ferne, ungesehen von Jedermann, einen Schuß beigebracht, als ihm gegenüber mit fester Hand das tödtliche Gift in den Wein gegossen. Indessen gab er doch dem Anrathen seines Herrn nach, als dasselbe noch durch das Versprechen gestärkt wurde, daß er ihm unmittelbar nach der That zwanzig Goldstücke einhändigen wolle. Dieser verheißene Sündenlohn reizte Rabenau, und er eilte fort, das Bubenstück auszuführen.

Auf dem Pachthofe angekommen, verlangte

er eine Flasche Wein, die ihm Auer mit größter Bereitwilligkeit brachte. Rabenau erkünstelte eine Freundlichkeit, die man nicht an ihm gewohnt war, und lud den Wirth ein, noch ein Glas zu bringen und ihm Bescheid zu thun. Dieses geschah. Der Mörder erspähte einen günstigen Augenblick und goß den Inhalt des Fläsch'chens in Auers Glas. Der Unglückliche, nichts Arges ahnend, trank auf Rabenau's Einladung von dem Weine, während ihm der Giftmischer fleißig zutrank und recht freundlich mit ihm schwatzte.

Als Rabenau glaubte, daß es Zeit wäre, und das Gift seine Wirkung bald verspüren lassen würde, verabschiedete er sich mit größter Freundlichkeit von seinem Wirthe und eilte zu Robert zurück, um ihm Nachricht vom Gelingen seiner That zu bringen. Dieser war nicht wenig erfreut, als er seinen größten Feind nicht mehr unter den Lebenden wußte, und dankte Rabenau für den ihm geleisteten Dienst, indem er die Bemerkung hinzufügte, daß, sobald die Nachricht von Auers gewissem Tode eingetroffen sein werde, er ihm die verheißene Summe Goldes ausbezahlen wolle.

Mittlerweile hatte das Gift angefangen, bei Auer seine Wirkung verspüren zu lassen; da aber zufällig ein Arzt in der Nähe war, der zu einem Kranken gerufen worden, und auf die Nachricht von Auers Uebelbefinden herbeieilte und auch die

Ursache seiner Krankheit sogleich erkannte, so war es noch Zeit genug, dem Tode seine Beute zu entreissen und das Uebel ganz zu beseitigen. Auer wurde gerettet; die ruchlose That konnte aber nicht erwiesen werden, da das Glas, in welchem sich das Gift befunden hatte, schon wieder gereinigt war, und vom Arzte nicht untersucht werden konnte.

Als nun Rabenau auf Ausbezahlung seines verdienten Sündengeldes drang, unterdessen aber die Nachricht von der Wiedergenesung Auers auf dem Jagdhause angekommen war, so gerieth Robert in Wuth, und weigerte sich nicht nur, das verheißene Gold zu bezahlen, sondern war noch aufgebracht gegen Rabenau, wodurch beide Bösewichte in Streit geriethen, welcher zur Folge hatte, daß Rabenau seines Dienstes entlassen wurde.

Robert hatte nicht zu befürchten, von dem Mitschuldigen verrathen zu werden, und entließ ihn mit Schimpfreden und Vorwürfen aller Art. Ja er war so unverschämt, ihn einen Mörder zu heißen.

Der entlassene Knecht verließ zähneknirschend das Haus seines Herrn und Spiesgesellen. Aber ehe er sich ganz entfernte, stellte er sich von aussen an das Fenster des Wohnzimmers, und rief dem Jäger mit geballter Faust zu:

„Ich gehe, Bösewicht! aber ich schwöre dir Rache, die vollste, gräßlichste Rache, und ich werde

weder ruhen noch rasten, bis ich einst dein schwarzes Schelmenblut getrunken haben werde.“

Ein höllisches Hohngelächter schallte ihm aus Roberts Zimmer entgegen, und Rabenau entfernte sich mit wutherfülltem Herzen.

Zwei Jahre waren unterdeß verflossen, als eines Abends Robert während eines starken Sturmes in einem Wirthshause einkehrte, das er auf der Landstraße allein stehend traf. Er hatte eine Reise gemacht, die ihn weit von der Heimath entfernte, und auf seiner Rückreise war er, um den Regengüssen auszuweichen, genöthigt worden, in besagtem Hause auf kurze Zeit Schutz zu suchen. — Er mußte einige Stunden daselbst verweilen, und erst mit einbrechender Nacht hatte der Sturm nachgelassen. Da er aber des Weges unkundig war, ersuchte er den Wirth, ihm Jemand als Wegweiser mitzugeben. Der gefällige Wirth bestimmte einen seiner Knechte, der den Fremden bis an das Ende des nahegelegenen Waldes begleiten sollte.

Der Bursche sattelte das Pferd des Reisenden, hielt in der einen Hand eine Laterne, in der andern einen dicken Stock und zugleich den Zaum des Pferdes, und harrte des Fremden, der auch bald herauskam und sich aufsetzte.

Der begleitende Bursche war Niemand anders, als Rabenau, der, als er aus dem Hause des Jägers verwiesen worden, lange umhergezogen war,

bis es ihm endlich gelungen, hier als Knecht aufgenommen zu werden. —

Rabenau hatte bei der Ankunft des Fremden sogleich seinen Feind wieder erkannt, und die teuflische Rache kochte heiß in seinen Adern. Roberts Untergang war beschworen und sollte in dieser Nacht herbeigeführt werden.

Robert hatte Rabenau nicht wieder erkannt, denn dieser hatte sich bemüht, ihm sein Gesicht so viel als möglich zu verbergen, um sein Vorhaben ungehindert ausführen zu können.

Sie waren noch keine halbe Stunde von der Herberge entfernt, als Rabenau den Zügel des Pferdes anhielt, und in demselben Augenblick versetzte er dem Jäger einen kräftigen Schlag auf den Kopf. Er stürzte vom Pferde, und mit höllischem Hohngelächter grinste ihm der Mörder zu:

„Kennst du deinen stattlichen Jägerburschen, Schurke? Ich bin Rabenau!“ — Ein zweiter Schlag fiel auf Roberts Stirne, die Hirnschale war zerschmettert, und das Hirn bespritzte die Bäume ringsumher. Robert plünderte den Erschlagenen und ergriff die Flucht.

Bald wurde der Leichnam aufgefunden und nach dem muthmaßlichen Mörder gespäht. Es gelang dem Arme der Gerechtigkeit, ihn einzuholen, und nach wenigen Monaten büßte der Ruchlose seine Missethaten durch das Rad, nachdem er zu-

vor seinen Mordversuch an Auer freiwillig eingestanden hatte."

So weit die Geschichte dieser zwei Bösewichte. Ihr erster Mordversuch war von den Menschen vergessen, und mußte, da er nicht erwiesen werden konnte, von menschlicher Gerechtigkeit unbestraft bleiben. Aber Gottes Auge wachte, seine Gerechtigkeit führte ihre Bestrafung durch sie selbst herbei, und bediente sich der Hand des einen Mörders, um den andern zu bestrafen, während jener zugleich sein eigenes Todesurtheil fällte.

Wenden wir nun unsere Blick auf die zweite Begebenheit, die das Gegenstück zur ersten liefern wird.

II. Des Kindes Gebet.*)

(Wahre Begebenheit.)

Martin erhob sich von der Ofenbank, auf welcher er in anscheinendem Halbschlafe gesessen hatte, und trat gegen sein Weib vor, das auf einem Schemel in der Fensterbrüstung kauerte, die verweinten

*) Der Verfasser erlaubte sich, von dieser Erzählung hier am geeigneten Orte Gebrauch zu machen, und glaubt seiner Arbeit nicht geschadet zu haben, wenn er, um zu seinem Zwecke zu gelangen, sich einer kleinen, anderswo schon angeführten, Erzählung bediente, aber diese Freiheit auch offen bekennt. Anmerk. d. Verf.

Augen mit der Schürze bedeckend. Verwundert sah sie, daß er die Finger auf den Mund legte, und richtete neugierig den Oberleib auf, gleichsam um sich der bevorstehenden, geheimnißvollen Mittheilung zu nähern, welche er ihr zu machen beabsichtigte.

„Uns bleibt nichts Anderes", flüsterte der Mann, in dessen Antlitz die unheimliche Röthe eines sich abgewonnenen bösen Entschlusses aufleuchtete, „wie viel ich auch sinnen und grübeln mag, es ist das einzige Mittel zu unserer Rettung! Hast du" fuhr er, die Stimme noch tiefer herabdrückend, fort, „hast du die schwere Geldkatze bemerkt, die der Fremde, welchen wir beherbergen, um den Leib trägt? — hast du nicht? — mir stach sie gleich in die Augen und ihr Bild verließ mich auch gar nicht wieder. — Wir müssen ihn — —"

„Doch nicht erschlagen, Mann?" — rief Sibylle, bis in die Lippen erblassend und am ganzen Leibe zitternd, denn die Pantomime Martins ließ keinen Zweifel zu. — — „Martin, Martin, halte deine Gedanken rein vom Blute, wenn es dir wohl ergehen soll im Himmel und auf Erden!"

„Wohlergehen", erwiderte der Erhitzte mit wildem Grinsen, indem er seine Leidensgefährtin heftig auf den Schemel niederschob und ihr Zeichen des Schweigens machte, „nennst du das Wohlergehen, wenn man sieben Tage in der Woche nichts hat, um sich satt zu essen, wenn man keinen einzigen

Stein besitzt, um sein Haupt darauf zu legen und am nächsten Morgen nicht sicher ist, von den Schergen auf die Straße gestoßen und mit Weib und Kind ins Verderben gejagt zu werden? — Es mag im Himmel recht schön sein; aber der Weg dahin ist so schwer zu gehen, daß Tausende stolpern und fallen, und ich werde sicher nicht der Letzte bleiben, welchem dieß wiederfährt!"

„Unglücklicher," stöhnte das geängstete Weib, „was für ruchlose Gesinnungen sind dieß! — Willst du in einer vierspännigen Kutsche gen Himmel fahren, mit Jäger und Vorreiter und goldbordirten Heiducken um dich her? — Ich bin eine Waise, seit ich denke, das Leben hat mich herumgeworfen durch Noth und Elend zu Trübsal und Jammer; keine Seele kümmerte sich darum, mich das Wort des Erlösers oder andere nützliche Kenntnisse zu lehren, ich wuchs auf, wie das grüne Holz im Walde, daß es eine Schande ist, davon zu reden."

„Ging mir um kein Haar besser," warf Martin grollend hin.

„Allein dennoch," fuhr Sibylle fort, „dennoch weiß ich, daß vergossenes Blut zum Himmel um Rache schreit, und daß ein Gebot heißt: „du sollst nicht tödten!" — Der Reisende, auf welchen du es abgesehen hast, kam wegesmatt und erschöpft an unsere Thüre und konnte die erschöpften Glieder nicht mehr weiter tragen; mitleidig bot ich ihm an

einzutreten, und werde es nimmermehr zugeben, daß ihm ein Leides widerfährt. Zudem, da er reich ist, wird er den Liebesdienst nicht umsonst verlangen und die paar Groschen, welche er freiwillig gibt, werden dir besser gedeihen als Blutgeld, das du seiner Leiche abnimmst."

„Daß ich ein Narr wäre," entgegnete Martin, „mich mit Groschen zu begnügen, wo ich vielleicht so viele Gulden haben kann, als ich meine Lebtage nicht beisammen gesehen, geschweige besessen habe! — Es nützt dir nichts, Weib — der Wanderer muß heute Nacht expedirt werden und uns zu seinen Erben einsetzen. Gleich als ich ihn eintreten sah, stieg mir der Gedanke auf, mag ihn mir der Teufel oder wer immer eingehaucht haben, und ich will ihn ausführen um jeden Preis!"

„Um des Heilands Willen, Mann, bedenke doch nur! Man hat ihn vielleicht über unsere Schwelle gehen gesehen; man wird ihn vermissen — — —"

„Paperlapap! keine Seele hat ihn erblickt, darauf verlaß dich, hier an der Linie ist's ja einsam wie im Grabe; — und wenn er Verwandte oder Bekannte hätte, die ihn vermissen könnten, wäre er gewiß bei uns nicht untergestanden, sondern hätte sich bis zu ihnen geschleppt, so gut es gegangen wäre. Am Ende ists ein schmutziger Filz, dem ums Fuhrlohn und um die Zehrung im Gasthause leid ge-

schah, und ich thue vielleicht ein gutes Werk, wenn ich die Welt von einem solchen Wicht befreie!"

„Das geifert der böse Feind aus dir, Martin, der böse Feind, welcher alleweile umhergeht wie ein hungeriger Löwe und sucht, wenn er zerreiße! Gib der Versuchung nicht nach, denn der zahlende Tag bleibt für keine Sünde aus, und lieber will ich mit meinem Kinde verhungern, als daß ich dich vielleicht unter dem Galgen eingescharrt sehen müßte!"

„Weib, wenn du mich toll machst, so schlage ich zuerst dir vor den Kopf, daß du das Aufstehen vergissest und dann geb' ich dem fremden Landstreicher dennoch den Fang. Es ist umsonst, daß du deine Lunge und meine Geduld plagst. Morgen wirft uns der Hausherr auf die Gasse, weil wir den Pacht schon so lange schuldig sind, und dann können wir alle Drei uns was Warmes von der Sonne in den Magen scheinen lassen oder verhungern, sobald es uns gefällt — hin ist hin, und ob ich nun im Elend verderbe oder an dem Holz des Fluches baumle, gilt mir einerlei! — Fort da also — der Bursche mit dem Geldsacke muß heute noch — — —"

Damit stieß er sein Weib von sich, griff nach der Axt, welche im Winkel lehnte und trat gegen die Kammer vor. Sibylle warf sich ihm in den Weg und umklammerte seine Kniee.

„Ich lasse dich nicht, Martin", stöhnte sie, „ich

laß dich die Unthat nicht vollziehen; eher magst du mich selbst erwürgen! Ich schreie, daß der Fremde aufwacht, ich wecke dein Kind aus dem Schlafe, daß es die Händchen zusammenlegt und mit seinem Weinen den Satan überschreit, der in dir sein Wesen treibt — ich — — —"

In der Kammer regte es sich und ein Rauschen an der Thüre ließ bezweifeln, ob der Beherbergte im Schlaf daran gestoßen oder die düstere Zwiesprache belauscht habe und sich zur Vertheidigung bereite.

Martin starrte, bleich wie ein Gespenst, nach der Thüre, seine Faust umklammerte das Mordinstrument fester, und seine Augen rollten fürchterlich. Sibylle zitterte wie eine Fieberkranke und ihr Blick schweifte zwischen dem aufgereizten Manne und der Kammerthüre ängstlich hin und her, ihren Lippen schien sich ein brünstiges, verzweifeltes Gebet zu entringen.

„Es ist nichts", flüsterte Martin, als es hinter der Thüre wieder ganz stille geworden war, „er schläft und hat keine Ahnung von dem, was vorgeht. Schon fürchtete ich, daß es nicht ohne Lärm ablaufen würde, aber Gottlob es ist nichts!"

„Gottlob! sagst du, gottvergessener Mann?" fiel ihm Sibylle in die Rede, „brennt dir das Wort nicht die Kehle entzwei, da du es aussprichst zu solch einer verruchten That? Gottlob unterstehst du

dich zu sagen, wenn du einem Menschen meuchlerisch ans Leben willst? — Gottlob! ist der Ruf, mit welchem die Cherubine und Seraphine die Herrlichkeit des Schöpfers preisen, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache, kein Haar von unserem Haupte fällt, und du fürchtest dich nicht des Frevels, Gott zu loben, wenn er seine Donner nicht auf dein Dach fallen läßt, unter welchem du einen Brudermord, an Deinesgleichen, an einem Ebenbilde Gottes, begehen willst? Wahrlich, wahrlich sage ich dir —"

„Still, unsinniges Weib!" knirschte Martin, indem er seine Ehehälfte an der Gurgel faßte, sie zusammenpreßte, daß sie keinen Laut hervorbrachte, und dann achtlos in einen Winkel schleuderte: „bis zur Stunde", murmelte er vor sich hin, „bis zu diesem Augenblicke habe ich mein Gewissen bewahrt vor bösem Wandel; Jahrelang duld' ich Noth und Elend und ergab mich drein, in der Hoffnung, daß es doch einmal besser werden müsse; — ich schwöre auch, daß dieß Verbrechen das einzige sein soll und daß ich Weib und Kinder hegen und pflegen will als ein rechtschaffener Mann und mir gar nichts vergönnen will als des Leibes Nahrung — nur Schande will ich nicht erleben, nur mein Kind soll mir nicht im Elende verderben, das arme Würmchen, für das ich zu sorgen schuldig bin, — und darum muß es sein, ich kann mir anders nicht helfen!"

Gewaltsam raffte er sich auf und schlich gegen die Kammer leise, halb taumelnd, vor; die blinkende Axt in seiner Rechten warf den Strahl der Nachtlampe unheimlich durch die Stube wie ein Irrwisch, welcher in einen Pfuhl verlocken will. Sibylle stöhnte schmerzlich.

Martin mußte am Bettchen seines Töchterleins vorüber. Da lag die Kleine, von Rosen die Wangen überhaucht, unschuldig lächelnd, als surrte ihr die Friedenstaube liebliche Träume durch's Ohr in die Seele. Sorgloses Vertrauen lag in der ganzen zarten Gestalt, über welche der Geist des Bösen keine Gewalt hatte.

Der Vater warf einen kummervollen aber zärtlichen Blick auf die Kleine, als wollte er sagen: Für dich! dann wendete er sein Gesicht, preßte die Axt fester und beugte sich gegen die Thüre der Kammer vor.

Schon streckte er die Hand nach der Klinke aus, um zu öffnen; da seufzte Märtchen im Schlafe tief, legte sich auf die andere Seite, dem Vater zugekehrt, that die Lippen halb auseinander und lispelte andächtig:

„Vater unser, der du bist im Himmel!"

Martin drehte sich unwillkürlich zurück und horchte hoch auf; Sibylle aber hob den Leib von der Erde empor und faltete die Hände.

„Geheiligt werde dein Name!" fuhr das Kind

fort, „zu uns komme dein Reich! — Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden!“

Martin rückte sein Käppchen, stellte die Axt an die Wand und ließ Kopf und Arme schlaff herabsinken; sein Weib aber bewegte die Lippen, als spräche es der Kleinen das Gebet des Herrn nach.

„Gib uns heute unser tägliches Brod!“ lallte Märtchen weiter; die Eltern schauten flehend zum Himmel empor und erweiterteu die Bitte füe alle Tage ihres Lebens.

Und vergib uns unsere Schuld, als auch wir vergeben unsern Schuldigern!“ tönte es wieder von den Lippen des Kindes.

Martin schlug sich an die Brust, seine Haare sträubten sich ihm auf dem Scheitel.

„Führe uns nicht in Versuchung!“ flehte die Kleine innig; der Vater kniete neben seinem Weibe an das Bettchen und legte die Hände zerknirscht in einander.

„Sondern erlöse uns von dem Uebel!“

„Amen! Amen!“ beschlossen Martin und Sibylle das Gebet, während ihnen dicke Tropfen über die gefurchten Wangen herabrollten; Märtchen aber lächelte selig aus ihren schimmernden Zügen und der kräuselnde Athem stieg aus der kleinen Brust wie ein heiliges Rauchopfer empor.

Schauerliche Grabesstille lag über der Hütte.

„Der Herr hat gesprochen durch den Mund

des Kindes," begann Martin nach einer Weile kleinlaut, „ich will nicht sündigen, da er mich eines Wunders würdigte, sondern mich bestreben, mein Kreuz zu tragen wie bisher, haben wir doch einen Engel um uns. Aber woher hat nur die Kleine das schöne Gebet? — Ich wußte es nicht, und du hast es sie wohl auch schwerlich gelehrt, da wir alle Zwei wenig mehr wissen, als das Thier im Walde!"

„Ach, es war mir die Wissenschaft zu beten," weinte Sibylle, „längst verloren gegangen unter schwerer Arbeit um Taglohn, unter Mühsal und Plackerei jeder Art; wie hätt' ich es dem Kinde beibringen können, daß es sich mit Gott bespräche, wofür ich selbst keinen Ausdruck besaß. — Aber es fiel mir gleich bei den ersten Worten ein, wie das so gekommen sein mag. Du weißt, daß eine hohe Frau eine Anstalt gegründet hat, wo Kinder armer Eltern, die sich den Tag über um das liebe Brod mühen und sich um die Creaturen nicht umschauen können, bewahrt und beschäftigt, und in Zucht und Gottesfurcht unterwiesen werden, auch wohl dieß und das zu naschen kriegen, bis die Eltern sie des Abends heimholen und weiter betreuen; — dort muß unser Märtchen das Vaterunser gelernt und behalten haben, daß es jetzt ein Segen Gottes geworden ist für sie und mich und für den Fremden, und hauptsächlich für dich, der du auf dem Wege

warst, ein großer Sünder zu werden! Laß uns daher, am Bett unseres Einzigen, den Schwur erneuern, welchen wir am Altar abgelegt haben, nämlich: auszuhalten treu und redlich beisammen, in Noth und Tod, und unser Kind zu erziehen zur Ehre Gottes und zur Freude der Menschen, mag es auch noch so übel ergehen. Versprich mir, dich niemals wieder durch arge Gedanken heimsuchen zu lassen, und der Herr wird mit uns sein auf allen unsern Wegen!"

Martin reichte seinem Weibe die Hand hin und sprach feierlich: „Ich verspreche es, so wahr Gott über uns ist! Amen!"

Mit Tagesanbruch trat der Wandersmann aus seinem Kämmerlein, dankte dem Ehepaare für die Herberge, legte einen Geldbeutel auf den Tisch und sagte: „So viel ich entnommen habe, seid Ihr in schwerer Bedrängniß, Ihr guten Leute! Mich aber hat Gott gesegnet und mir mehr bescheert, als ich für meine wenigen Tage bedarf. Ich gedenke mir hier in der Nähe ein Haus und eine Wirthschaft zu kaufen und meine letzten Tage auf meinem Eigenthume friedlich zu verleben. Mir thut Treue und Pflege Noth und wenn es Euch recht ist, so will ich Euch zu meinen Meiersleuten machen und Euer kleines Mädchen, welches mir über die Maßen gefällt, aufziehen wie mein eigenes, und Ihr sollt kummerlose Tage haben, so lange ich lebe und so

lange Ihr wollt. Scheint Euch der Antrag genehm, so schlagt ein, und dieß Geschenk soll mein Handgeld sein, mit welchem ich Euch werbe!"

Weinend sanken die beglückten Eltern ihrem Erretter zu Füßen und prießen sich glücklich, ihn gefunden zu haben und durch ihn eine sichere Zukunft zu erlangen. In diesem Augenblick erwachte Märtchen, lächelte die Gruppe an und sang:

„Mein erst' Gefühl sei Preis und Dank!"

Drittes Kapitel.

Der Inhalt des von Wilhelm seinem Vater vorgelesenen Manuscriptes, hatte auf Beide einen tiefen Eindruck gemacht. Besonders wohlthuend und heilbringend aber war er für den alten Baron, der plötzlich einen andern Begriff von Gott und seiner Allweisheit bekam. Je weiter Wilhelm in seinem Vortrag gekommen war, je tiefer wurde sein Vater ergriffen, und zwar so, daß er am Ende zu ihm sagte:

„Ich danke dir, mein lieber Sohn, für den mir verschafften Genuß. Noch mehr aber danke ich meinem unbekannten Freunde, der mich in den Besitz dieses Manuscripts gebracht hat. Ich hätte es schon früher lesen sollen, und gewiß hätte ich andere Begriffe von dem höchsten Wesen erlangt. Denn

die darin erzählten Begebenheiten sprechen so laut von einem ewigen, in's tiefste Dunkel schauenden Weltrichter, sie predigen mit so einfacher und doch so kräftiger Stimme die strenge Gerechtigkeit gegen den ungebesserten Sünder, aber zugleich auch die Allgüte und Barmherzigkeit des gütigen Vaters gegen sein gebessertes Kind, daß man von der Ueberzeugung: Gott sieht auf alle unsere Handlungen und richtet sie nach Gerechtigkeit! aber auch von der Gewißheit: Er ist gnädig und barmherzig! belebt und gestärkt werden muß. — Ich gestehe dir aufrichtig, daß diese Stunde die wichtigste meines Lebens war. Ich bin jetzt — vielleicht am Rande des Grabes — von einem andern Glauben beseelt, als ich mir ihn je nur denken konnte. Gott steht jetzt in einer andern Größe vor meinen Sinnen und in meinem Herzen. Ich erkenne nun in meinem Schöpfer einen ewig schaffenden Geist, einen gütigen Vater gegen seine gefallenen Kinder, die sich willig und reuevoll in die ausgebreiteten Arme ihres väterlichen Freundes werfen; aber auch einen strengen Richter für diejenigen die ihr Ohr seinem Rufe verschließen und ihren Lastern ferner fröhnen. Ich glaube nun, daß unser Gott uns Alles geben will, seines Lebens Fülle, die ewige Liebe; glaube, daß sein Sohn für uns gelitten hat und gestorben ist, um ewig für uns zu leben. Ich glaube, daß Alles, was die Geschichte

Gutes und Großes aufzuweisen vermag, eine Wirkung dieses ewigen Gottes, dieses ewigen Wortes ist, welches über die Welt leuchtet, wie die Sonnenstrahlen über die Blumenknospe, wie die Mutter über ihrem Kinde wacht. Ich glaube Alles, was uns das Evangelium und die von Christus dem Herrn eingesetzte Kirche uns zu glauben vorschreiben. Eine Thräne in deinem Auge, guter Wilhelm, sagt mir, daß auch du andere Begriffe von dem großen Gott bekommen hast, und diese Gewißheit macht mir mein Ende leicht. Wir waren in großem Irrthum befangen, mein Sohn! und ich wünsche sehr, daß du noch frühzeitig die Lehren einholen mögest, die ich dir geben zu lassen, versäumt habe."

So weit diese letzte Unterhaltung zwischen Vater und Sohn. Der Zustand des Kranken wurde immer bedenklicher, und nach drei Tagen entschlummerte er sanft in den Armen seines trauernden Sohnes, nachdem er zuvor, gestärkt von den heiligen Sterbsakramenten, seinem früheren Irrglauben entsagt hatte und zwei Nächte hindurch seinen geistlichen Beistand nicht von seinem Bette hatte weichen lassen.

Nachdem dem Todten die letzte Ehre erwiesen war, ordnete Wilhelm seine häuslichen Angelegenheiten, übergab die Verwaltung seines großen Vermögens einem bewährten Freunde, und unternahm eine große Reise, um andere Länder und Sitten

kennen zu lernen. Er kam nach London, und lernte dort einen deutschen Missionär kennen, der nach Indien zu gehen beabsichtigte. Da Wilhelms Reiseplan nicht fest bestimmt war, und ihm das Aeußere des Apostels auch sehr zusagte, so schloß er sich ihm enger an und erbot sich ihm als Begleiter.

Mit Vergnügen nahm der Missionär dieses Anerbieten an, und am folgenden Tage wurden Beide eingeschifft.

„Dieser Mann", dachte Wilhelm bei sich selbst, „verläßt Alles, was ihm theuer geworden ist im Vaterlande, und geht in ein ihm unbekanntes Land, unter feindlich gesinnte, abgöttische Völkerschaften, um ihnen das Evangelium der göttlichen Liebe zu predigen."

Er betrachtete den stillen, frommen Mann mit Ehrfurcht, konnte aber nicht umhin, ihm bei Gelegenheit zu sagen, daß er ein mühevolles und undankbares Geschäft übernommen habe, weil er zum Besten der Menschheit eine Lehre ausbreiten wolle, die von den ältern Anhängern derselben so wenig geachtet und so oft übertreten würde.

„Wenn ich einem Bedürftigen Hülfe bringen will," entgegnete der Missionär, „darf ich darnach fragen, ob er diese Hülfe zu seinem Vortheile anwenden wird oder nicht? Darf ich bei einer Wohlthat an die Folgen der schlechten Anwendung derselben denken und sie deshalb zurückhalten? Darf

der Reiche von seinem Ueberfluß nicht mittheilen, weil er fürchtet, daß Unfug damit getrieben werden könnte? Wenn nur Einer unter Zehn der in geistiger Finsterniß lebenden Menschen den göttlichen Strahl des Evangeliums von mir empfängt, so habe ich ein Saatkorn ausgestreut, das tausendfältige Frucht für die Ewigkeit trägt, und mehr kann der dürftige Mensch auf Erden nicht gewinnen, als einen solchen Schatz im Himmel, der ihm selige Zinsen bringt. — Die göttliche Liebe, die in jedem Menschen einen Bruder sieht, möge Sie so erwärmen, wie es unser göttlicher Heiland von Ihnen und jedem seiner Gläubigen fordert. Alsdann erst wird Ihnen die Natur in dem Urlichte erscheinen, das sie nach der Schöpfung erleuchtete und zum Paradiese machte; Sie werden sich nicht scheuen vor Gefahren, vor Haß und Verspottung, wenn es gilt, dem Geblendeten die Augen zu öffnen und ihm das göttliche Licht der Wahrheit zu zeigen.“

„Aber die Selbsterhaltung,“ entgegnete Wilhelm, „fordert doch auch einige Vorsicht für unser eigenes Leben. Laufen Sie nicht Gefahr, hochwürdiger Herr, bei Ihrem jetzigen Vorhaben, wo Sie den seit Jahrtausenden üblichen Götzendienst vernichten wollen, um eine neue Lehre zu predigen, Ihr eigenes Leben einzubüßen, ein Leben, das in Ihrem Vaterlande so viel Nutzen hätte schaffen können? Haben Sie auch an alle Hindernisse

gedacht, die sich Ihrem Unternehmen entgegenstellen werden? Sie wollen Götzen zerstören, die heimisch auf diesem Boden sind, ihre Verehrer verdanken ihnen ihr Daseyn und alle Wohlthaten, die sie genießen; Haben Sie die Kabalen erwogen, welche die Priester — wenn es Ihnen auch gelingen sollte, einen Theil des Volkes zu gewinnen — gegen Sie ersinnen werden? O, Ihr Unternehmen ist sehr gewagt!"

„Ich kenne diese Schwierigkeiten alle, guter Jüngling!" antwortete der fromme Mann, während ein edles Feuer seine Wangen röthete, „aber diese und noch größere werden mich nicht abhalten können, mein gutes Werk auszuführen. Haben denn die Apostel nicht viel größere Kämpfe zu kämpfen gehabt? und ist der Auftrag des Heilands: „Gehet hin in die ganze Welt und prediget das Evangelium allen Geschöpfen!" nur an Jene ergangen, ohne sich auch auf spätere Zeiten und Geschlechter zu erstrecken? — Dieser Auftrag der Beseligung wird auch uns zu allen Zeiten gegeben, und eben so wenig, wie die ersten Verkünder des Heils, dürfen wir den Gefahren weichen, die sich allenthalben uns entgegenthürmen. Denken Sie sich in die erste Zeit des Christenthums zurück, und Sie werden finden, daß die jetzigen Hindernisse nichtssagend gegen diejenigen sind, welche die Apostel zu beseitigen hatten. Diese Kämpfer für das

Reich Gottes ließen sich nicht schrecken durch Drohungen, körperliche Züchtigung, Kerker und Bande; sie predigten überall Jesum den Gekreuzigten und seine heilige Lehre, damit alle selig werden möchten, die da glaubten. Sie zerstörten die Götzen und ihre Altäre, fürchteten nicht den Haß und die Verfolgung der Heiden, ließen sich geißeln und ans Kreuz heften. Ihr Blut floß in Strömen; sie starben verachtet und verspottet — aber mit ihrem letzten Röcheln sprachen sie den Namen „Jesus" aus, und Tausende strömten diesem Rufe zu. Immer größer wurde die Macht des Kreuzes, und für ewige Zeiten ward das siegreiche Werk der Ausbreitung des christlichen Glaubens unter göttlicher Mitwirkung durch die Apostel vollbracht."

„Sehen Sie, junger Mann," fuhr der Missionär begeistert fort, „das haben die ersten Christen gethan; und ich sollte zurückweichen aus Furcht vor Menschen? O nein! Nimmermehr! Möge auch dieser Leib der größten Gefahr ausgesetzt werden, möge ich auch einem gewissen Tode entgegengehen, das wird mich dennoch nicht abhalten, den Befehl meines Herrn zu vollziehen."

Wilhelm war erstaunt und gerührt von diesem Beweise edler Selbstaufopferung. Er fand keine Worte, um seine innern Gefühle auszudrücken, und diese Unterhaltung hatte zur Folge, daß

er für immer von dem festesten, unerschütterlichsten Glauben belebt war. Jetzt erst wußte er die Worte seines sterbenden Vaters recht zu würdigen, und er gelobte sich in seinem Innern, eifrigst darnach zu streben, die Wahrheiten der göttlichen Religion genau kennen zu lernen.

Nach einer kurzen Pause fuhr der Missionär fort: „Sie sprachen mir von meinem gefahrvollen Unternehmen, in welchem ich mein Leben aussetzte. Ganz richtig, und ich setze auch dieses gerne der Gefahr aus, um, wie gesagt, den Befehl meines Herrn zu erfüllen. Aber abgesehen davon, finden wir denn nicht Beispiele im menschlichen Leben, daß wohlthätige Menschen, um das Leben eines Andern zu retten, ihr eigenes dem wahrscheinlichen Tode hingaben? Ich selbst betrat einst eine Stätte, wo sich früher ein ähnlicher Fall ereignet hatte. Es war nämlich an einem schönen Sommermorgen, als ich, auf Besuch bei einigen Freunden auf dem Lande, mit diesen einen Spaziergang in der schönen Umgebung machte. Die Gemahlin meines Freundes begleitete uns. Wir gingen in einem von Gießbächen durchschnittenen Thale; die Luft war warm, und mit innigem Wohlgefallen hörte man das Gemurmel des Baches und sah die dunkelgrünen Wellen sich an den kleinen Kieselsteinen brechen. Gegen das Ende des Thals kamen wir an die Trümmer einiger abgebrannten Häuser. Je näher hin

wir kamen, je mehr trübte sich der Blick meiner Wirthin, und als wir ganz nahe waren, flossen Thränen über ihre Wangen. Auf meine Frage, wie dieser Brand entstanden sey, erzählte sie:

„Vor etlichen Jahren ist hier ein Bauernhof gestanden. Das Feuer war bei Nacht ausgebrochen. Der Mann war abwesend, und mit Mühe gelang es der Frau, ihre drei Kinder und sich aus den Flammen zu retten. Einige Nachbarn, die dazu kamen, sahen stumm und rathlos die Zerstörung an. Als die junge Frau sich wieder gefaßt hatte, blickte sie um sich und stieß einen Schreckensschrei aus; ihres Mannes alte Mutter, welche lahm und geistesschwach war, lag noch in einem Zimmer der brennenden Wohnung. Mit der Angst der Verzweiflung flehte sie die Umstehenden an, die Arme einem so schrecklichen Tode zu entreißen; aber Niemand wagte sich in das Haus, dessen Dach jetzt einzustürzen drohte. Als sie sah, daß ihre Bitten bei den Männern nichts fruchteten, legte sie ihr jüngstes Kind, das sie in den Armen hielt, auf den Boden, warf einen flehenden Blick zum Himmel empor, gleichsam als Fürbitte für das Kleine, und stürzte entschlossen in das Haus. — Einen Augenblick darauf fiel das Dach ein. — Ein durchdringender Schrei einer Menschenstimme brach sich durch das Gekrach und Geprassel des zusammenstürzenden Hauses Bahn; allein nur ein einziger

Schrei, dann war es still. Die Nachbaren sahen mit stieren Blicken in die hochwirbelnden Flammen; die Kinder schrien, aber keine Mutter kehrte aus den Flammen zu ihnen zurück; man fand ihre Gebeine am nächsten Tag unter der Asche.“

Der Missionär schwieg. In Wilhelms Augen standen Thränen, und aus seinem Munde kamen mit einem tiefen Seufzer die Worte: „O, was vermag die Liebe!“

„Ja, die Liebe,“ erwiderte der Priester, „die beseligende Liebe, welche in das Herz eingegangen ist, scheut kein Opfer. Die Liebe, die am Kreuze für uns geblutet hat, gibt uns hievon ein schönes Beispiel der Nachahmung; und dieselbe Liebe ist es auch, die mich zu unsern fernen Brüdern hinzieht, mit unwiderstehlicher Macht begeistert, und antreibt, den Armen dort zu helfen. Mit dieser Liebe ist es mir auch in unsrem Vaterlande schon gelungen, manchen Zweifler zu bekehren, und habe ich auch meine Bemühungen nicht überall mit dem besten Erfolg gekrönt gesehen, so kann ich mir doch keine Vorwürfe machen, denn ich habe immer Alles aufgeboten, was in meinen Kräften stand, um die wahre Lehre Christi zu verkünden. — Zu den Ungebesserten gehörte auch einer Ihrer Landsleute, den ich vor vielen Jahren in einem deutschen Badeort kennen gelernt habe. — Um diesen Mann that es mir doppelt leid, daß ich ihn nicht auf den Weg

des Heils bringen konnte. Sein Scharfsinn und sein hoher Geist, verbunden mit einer einnehmenden Beredsamkeit, haben mich unwiderstehlich zu ihm hingezogen, aber allen meinen Bemühungen wollte es nicht gelingen, ihn für meine Ueberzeugung zu gewinnen. Gott gebe, daß ein ihm eingehändigtes Manuscript mehr Eindruck auf ihn gemacht haben möge, als meine Worte es je vermochten!"

„Ein Manuscript?" fragte Wilhelm, ein wunderbares Zusammentreffen ahnend, „und dieses Manuscript, enthielt es nicht zwei Erzählungen von ungebesserten Sündern und einem, durch das Gebet seines Kindes von einem Todtschlag Geretteten?"

„So ist es!" antwortete der Missionär erstaunt.

„Nun, so preisen Sie Gott, ehrwürdiger Herr!" entgegnete Wilhelm, indem er vor dem Priester auf die Kniee fiel, seine Hände faßte und mit seinen Küssen bedeckte. „Dieser mein Landsmann war mein Vater, und ich, sein einziger Sohn, habe ihm dieß kostbare Manuscript auf seinem Todtenbette vorgelesen. Sie sind zu beneiden, hochwürdiger Herr, um den Genuß, den ich Ihnen jetzt bereiten werde; denn mit wenigen Worten muß ich Ihnen sagen, daß mein seliger Vater nur durch jenes Manuscript zu der Ueberzeugung gelangte, die allein den Menschen selig zu machen im Stande ist. Mein Vater wurde so erbaut von

diesen Erzählungen, sie machten einen so tiefen Eindruck auf sein Gemüth, daß er in den letzten Tagen seines Lebens alles dasjenige widerrief, was er früher geglaubt hatte. Seine letzten Worte waren ein, tief aus dem Herzen kommender, Dank für Ihre Güte, und ich schätze mich glücklich, Ihnen diesen Dank bringen zu können."

Dem ehrwürdigen Priester traten Thränen in die Augen. Er hob den Jüngling zu sich empor, drückte ihn an sein Herz und sprach mit halb erstickter Stimme, indem er die thränenschweren Augen gen Himmel richtete:

„Großer Gott, wie gut bist du! Es war deiner unaussprechlichen Güte nicht genug, meine Bemühung gelingen zu lassen; du verschaffst mir auch noch die große Freude, mir von diesem Gelingen Kunde zu geben. Dank dir, unendlich großer Gott, für deine unendliche Gnade!"

Von jenem Augenblick an hatte sich Wilhelm gelobt, den edlen Mann nie mehr zu verlassen und ihm in allen Leiden, die bei seinem mühsamen Unternehmen über ihn kommen könnten, nach Kräften beizustehen. — Er theilte ihm diesen Entschluß mit; der Missionär stellte ihm alle Gefahren vor, die ihn treffen könnten, er bemühte sich, das edle Anerbieten abzulehnen — aber vergebens; Wilhelm beharrte darauf, und der Verkünder des Evangeliums mußte endlich seinen Bitten nachgeben.

Wir übergehen die Unannehmlichkeiten, mit denen beide Reisende in Indien zu kämpfen hatten, und wollen bloß noch erwähnen, daß Wilhelm in der Liebe seines geistlichen Freundes immer mehr zunahm und ihm nach kurzen Leiden die Augen zudrückte. Der fromme Mann hatte die Freude, der göttlichen Lehre bei vielen Götzendienern Eingang zu verschaffen und diese für das Reich Gottes zu gewinnen. — Kurz vor seinem Ende erzählte er dem geliebten Jüngling folgende Geschichte, die wir hier kurz wiedergeben wollen:

„An den Ufern des Mains findet der Wanderer einen Weiler, der zur Gutsherrschaft des Herrn von Schwarzach gehört. Gerne verweilt man kurze Zeit bei den Bewohnern dieser wenigen Häuser; denn findet man auch nicht alle Bequemlichkeiten daselbst, so wird uns doch das Wenige, welches die Bewohner zu bieten im Stande sind, mit Herzlichkeit gereicht. Auch sind dort die Trümmer einer längst eingestürzten Kapelle zu sehen, von der man sich mehrere Wunder erzählt.

„In diesem Weiler lebte ein alter, sehr armer Taglöhner, der einen einzigen Sohn, Namens Johannes, hatte, den man aber gewöhnlich nur den „Gänse-Hannes“ nannte, weil er die Gänse der Nachbarn hütete und damit sein Leben kümmerlich fristete, indem sein Vater von seinem spärlichen Taglohn nur wenig für ihn erübrigen konnte.

„Johannes war aber ein braver Bube, und mußte daher nie hungern, denn es gab immer wohlthätige Menschen, die ihm ein Stückchen Brod reichten, oder einiges Geld schenkten, um sich solches kaufen zu können. Er war trotz seiner großen Armuth doch stets sehr vergnügt, denn sein Wunsch „täglich satt zu werden“ ging immer in Erfüllung, und sein frommes Herz dankte Gott innigst für diese Gnade.

„Eines Tages, als Johannes mit seinen Gänsen auf einem öden, mit wenig Gras bedeckten Berge war, über den ein Fußpfad ging, kam ein schon betagter Mann des Weges her, und verweilte in der Nähe des Knaben, um dort einige Zeit zu ruhen. Johannes zog sein Käppchen ab und grüßte den Fremden mit Anstand; denn er hatte ihn bald als den Pfarrer aus einem der benachbarten herrschaftlichen Dörfern erkannt, und trat daher mit frommer Scheu bei Seite. Aber der Pfarrer, dem das Aeußere des Knaben sehr gut gefiel und der gerne eine Unterhaltung mit ihm angeknüpft hätte, zog ihn näher an sich und fragte ihn nach seinem Namen, Geburtsort, Eltern und so weiter. Der muntere, aber doch noch etwas schüchterne Knabe beantwortete alle Fragen mit jener Offenheit und Treuherzigkeit, die wir aus dem Munde eines Kindes so gerne hören. — Der Pfarrer, immermehr für

den Knaben eingenommen, lud ihn ein, ihn nächsten Tag im Pfarrhause zu besuchen.

„Kein Glück, keine Ehrenbezeugung kann je einen solchen Eindruck auf einen Menschen gemacht haben, als die Einladung des Pfarrers es auf Johannes gemacht hatte. Er kam früher als gewöhnlich mit seiner Heerde nach Hause, konnte die Ankunft seines Vaters von dem Felde nicht erwarten, sondern eilte demselben entgegen und erzählte ihm mit unsäglicher Freude von der Ehre, die ihm heute widerfahren sey.

„So billig sind die Freuden, die wir einem frommen, unverdorbenen Gemüthe verschaffen können; so leicht ist es für uns, Menschen zu beglücken, und sie, wenigstens auf kurze Zeit, ihre Noth vergessen zu machen, wenn wir es anders nur wollen.

„Der alte Taglöhner freute sich sehr über die Auszeichnung, die seinem Sohne widerfahren war, ordnete am andern Morgen selbst dessen Anzug, empfahl ihm die größte Bescheidenheit und Artigkeit im Pfarrhause, und hatte selbst seine Freude daran, als er den armen Buben so munter einherschreiten sah.

„Erst gegen Abend, als der Vater schon wieder von der Arbeit zurückgekommen war, traf Johannes in der väterlichen Wohnung ein. Seine ersten Worte, als er das Zimmer betreten hatte, waren: „Vater, ich werde Pfarrer!“

Bei diesen Worten ging er mit starken Schritten im Zimmer auf und ab, während der Alte ruhig auf einer hölzernen Bank saß, seinen Buben erstaunt ansah, der fortwährend hin und herrannte, bald die Arme auf dem Rücken kreuzend, bald die eine Hand an die Stirne legend, während er die andere in die Seite stemmte. „Ja, ich werde Pfarrer!“ wiederholte er, so oft er seinem, um seinen Verstand bekümmerten, Vater ins Angesicht schauen konnte; „der Herr Pfarrer hat's gesagt; er will mit dem Gutsherrn sprechen, damit mich dieser studiren lasse. Aber ich werde predigen“, fuhr er begeistert fort, indem er mit dem rechten Zeigefinger eine drohende Bewegung machte, daß es den armen Alten eiskalt überlief, „ich werde predigen, daß sie Ohren und Augen aufreißen sollen. Ich werde ihnen sagen, was sie zu thun haben; und schreien will ich auf der Kanzel, schreien, daß alle Schlafenden erwachen sollen. Es soll sich auch Einer unterstehen, mit dem Kopfe zu nicken!“

„So ging es eine Zeitlang fort, bis es dem Alten ernstlich zu bangen anfing, ob auch dem armen Jungen kein Leides geschehen sei. — Es gelang ihm endlich, ihn zu beruhigen, und der Knabe erzählte, daß der Herr Pfarrer ihn geprüft und so viel Wohlgefallen an ihm gefunden habe, daß er entschlossen sei, mit dem Gutsherrn zu sprechen, der ihn ohne Zweifel unterstützen werde.

„Der alte Taglöhner warf sich auf die Kniee, dankte Gott für diese Gnade, und bat ihn, das Herz des frommen Gutsbesitzers zu seinen Gunsten zu lenken. —

„Das Gebet des alten Mannes blieb nicht unerhört, denn schon am andern Morgen kam der edle Pfarrer in seine Hütte, um ihm die frohe Nachricht zu bringen, daß seine Fürbitte Gehör gefunden habe und Johannes ihm sogleich folgen solle.

„Ich übergehe die Studienzeit des armen Knaben", fuhr der Missionär fort, „und bemerke Ihnen nur noch, daß er fleißig studirte, einen frommen Lebenswandel führte und von seinen Vorgesetzten und Lehrern geliebt und ausgezeichnet wurde."

„Er erreichte sein Ziel, betrat die Kanzel, um das Wort Gottes zu verkünden, und seine Wohlthäter und Freunde, der Gutsherr, der greise Seelsorger und sein eigener alter Vater hatten das Glück, seine erste Predigt mit anzuhören."

„Meine Geschichte ist zu Ende!" schloß der Verbreiter der göttlichen Lehre, „und, mein lieber Freund! Sie dürfen sie als Wahrheit annehmen. Sie ist treu und wahr, denn jener arme Johannes — war ich selbst!" —

Viertes Kapitel.

Nach dem Tode des Missionärs kehrte Wilhelm in sein Vaterland zurück. Aber das Reisen hatte einen zu guten Eindruck auf ihn gemacht, als daß er dasselbe so schnell wieder hätte aufgeben können, und er entschloß sich, den für die ganze Menschheit allerbedeutungsvollsten Welttheil zu besuchen. Er fand noch eine hohe Person, die gleiche Gesinnung mit ihm theilte, und diese begleitete er nach dem Orient, um zu dem ersehnten — Jerusalem zu gelangen.

Wir entheben uns jeder Schilderung, und lassen ihn selbst erzählen; denn nicht leicht möchte es einem Andern gelingen, die Gefühle wieder zu geben, die sich desjenigen bemeistern, der die Stadt Gottes im alten Bunde, sowie die Zeugin vom Leben, Leiden und Sterben des Welterlösers selbst gesehen und alle Stellen betreten hat, auf denen Jesus Christus auf Erden gewandelt ist.

Wilhelms Gefühle geben sich in dieser Erzählung deutlich zu erkennen, und wir bedienen uns seiner eigenen Worte:

„Nie auf der ganzen Reise durch den Orient", schrieb er an einen seiner Freunde, welche Mittheilung auch bereits der Oeffentlichkeit übergeben ist — „habe ich in so innerlicher Stille, mit so ernster Fassung mein Pferd bestiegen, als am Morgen, wo

wir Ramlah verließen, um noch einem kurzen Tagmarsch die heilige Zion zu erreichen. Nie in meinem Leben bin ich begieriger gewesen, einen Ort zu sehen. Dahin also! — Auf unserer ganzen Caravane lag an diesem Morgen eine eigenthümliche ernste Stimmung, zum Theil schon durch das feierliche Amt hervorgerufen, das der Prior des griechischen Klosters in Ramlah für uns abgehalten und worin er uns Allen seinen Segen ertheilt hatte. Selbst unsere Beduinen hatten sich an die Kirchthüre gedrängt, und da sie natürlich nicht abgewiesen wurden, mit großer Ehrerbietung dem Gottesdienste gelauscht.

Unser gestriger Weg von Jaffa hierher hatte durch eine ziemlich gut angebaute Ebene geführt. Heute aber fanden wir schon beim Ausreiten schlechteres Terrain, einen lehmigten Wiesengrund, in dem unsere Pferde bis über die Fesseln einsanken, und wir waren daher genöthigt, beständig auf dem Sattel zu bleiben, da ich den Versuch eines Spaziergangs fast durch den Verlust eines meiner Stiefeln gebüßt hätte, der im Boden stecken blieb. Das Wetter war klar und heiter und zeigte uns bald in weiter Ferne das Gebirg, auf dem Jerusalem wie auf einem Felsenthrone liegt. Nicht lange so begann unser Weg auf und ab über kleine Hügel zu laufen und führte uns in kurzer Zeit an den Fuß des Gebirgs, wo wir bei einer kleinen Quelle, die klar und rein aus dem Felsen hervorbrach, Halt

machten. Die ganze Gegend war sehr einsam, und außer einigen verfallenen Hütten, deren Wände nur aus zusammengetragenen Steinen bestanden, und dem Rauch, der hie und da aus den Bergen aufstieg, sahen wir Anfangs keine Spur eines menschlichen Wesens. Ich weiß nicht, uns Allen that diese Stille wohl, und die riesenhaften Erinnerungen, die für uns Alle auf dieser Gegend lagen, wurden aufgefrischt durch die Stille der Felder ringsum oder durch das Geschrei eines Adlers, der von den Bergen schwebte, um sich auf diesen Feldern, diesen Schlachtfeldern einer längst vergangenen Zeit, einen Raub zu suchen.

Trotz dem beständigen Aufwärtssteigen seit mehreren Stunden, erreichten wir doch noch immer nicht die Höhe des Gebirgs, und glaubten wir endlich das Plateau erstiegen zu haben, auf dem Jerusalem liegt, so führte der Weg noch einmal abwärts und wir hatten wieder eine neue Spitze zu ersteigen. Hie und da sahen wir kleine, unansehnliche Dörfer auf den Höhen der einzelnen Berge liegen, von denen uns zwei, welche aber nur aus schwärzlichen Ruinen bestanden, als die Flecken Endor und Naim bezeichnet wurden. Wir kamen an kleinen Waldungen von Oel- und Terpentinbäumen vorbei, und unter Andern erinnere ich mich einer Schlucht, wo zwischen starken Platanen und Sykomoren einige halb zerfallene Häuser an einem

kleinen Bache lagen, ein Platz, dessen wilde Schönheit uns einige Augenblicke fesselte. Doch je näher wir dem Ziele unserer Reise kamen und je höher wir stiegen, desto mehr verminderte sich die Zahl hochstämmiger Bäume, und bald waren es nur noch kleine Oliven, die wie Weidengesträuch aussahen und hie und da zwischen den Felsen emporwuchsen.

Schon oft hatte uns unser Hauptführer versichert, hinter jenem Berge liege nun sicher die Stadt, und wir waren immer getäuscht worden. Bereits senkte sich die Sonne stark hinab, als er uns wieder die Versicherung gab, noch jener Felskamm, der vor uns liege, und wir müßten Jerusalem sehen. Wir jagten die Höhe hinan; da ich aber ein zwar sicheres, aber ziemlich altes Pferd hatte, das den andern nicht gut folgen konnte und überhaupt das Aufwärtssteigen nicht sehr liebte, so kam ich wohl unsern Führern, die mit den Packpferden langsamer zogen, voraus, blieb aber hinter meinem Reisegefährten zurück, der mit seiner Dienerschaft vorangeeilt war, so daß ich mich bald in den Felswegen allein befand. An ein Verfehlen des Weges war freilich nicht zu denken, und wenn mich auch nicht die sehr bemerkbare Straße sicher geleitet hätte, so hätte es das anhaltende Jubelgeschrei der Vorangeeilten gethan, die wahrscheinlich die Stadt schon vor sich liegen sahen. Aufs Neue

gab ich meinem Schimmel die Sporen, und als wüßte er, um was es sich handle, nahm er sich zusammen und jagte die letzte Anhöhe hinan. Kaum aber war ich oben angelangt, kaum sah ich das Terrain vor mir sich erweitern, so riß mir ein Steigbügel, so daß ich bei einem Haar unfreiwillig den heiligen Boden geküßt hätte. Ich nahm dieses kleine Mißgeschick wohlgemuth als einen Wink des Schicksals, zu Fuß gen Zion zu pilgern, und zog, mein Roß am Zügel, wie es vor mir auf diesem selben Fleck wahrscheinlich schon so viele Tausende edler Kreuzfahrer gethan, den Gefährten nach.

Bald erblickte ich sie vor mir und sah an ihren Gebehrden, daß sie, die noch ein kleiner Hügel von mir trennte, den vollen Anblick der heiligen Stadt hatten. Mein Landsmann stand neben seinem Pferde und hatte seine gefalteten Hände auf den Sattelknopf gelegt; nach kurzer Zeit kniete er mit seinen Bedienten am Boden, und selbst unsere Beduinen waren von ihren Pferden geklettert und hielten sich schweigend an ihren Lanzen. Ich trat leise näher, und vor mir lag Jerusalem, ich sah Zions Burg und Morijas Tempel — ein gewaltiger Moment!

Die feurige Abendröthe, die den halben Himmel beglänzte, schien mir an dieser Stelle ein Wiederstrahl des Opferaltars Abrahams. Rechts und links neben mir und weit hin ragten auf den dür=

ren Feldern eine Menge Steine von mannigfaltigen Formen hervor, vielleicht eben so viele Grabsteine tapferer Ritter, die hier die Sonne ihres Lebens untergehen sahen. Und dort lag die Stadt, vom letzten Strahl der verschwindenden Sonne beleuchtet, und hinter der traurenden Wittwe stiegen die dunkeln, blauen Abendnebel auf, mit denen sie in nächtlichen Stunden des Schmerzes ihr Haupt zu verhüllen pflegt. Kein Ort, den wir auf unserer Reise betreten, hat in der Wirklichkeit so mit meinen Gedanken übereingestimmt, als der Anblick Jerusalems. Ich muß gestehen, daß ich von den neuern Abbildungen der ewigen Stadt wenige, und diese nur flüchtig angesehen hatte. Die vergilbten Holzschnitte, wie sie schon der Knabe in alten Bibeln gefunden, und an die sich durch Zeit und Umstände so manche schöne Erinnerung knüpft, waren mir zu lieb und werth, um sie mir von modernen glatten Stahlstichen verderben zu lassen. Und daran hatte ich wohl gethan; denn wie mir die alten Holzschnitte von der Kinderzeit her Jerusalem gezeigt, so fand ich die Stadt und ihre Umgebungen. Die Formen der felsigten Berge, hart und rauh, nach der Ostseite zu schroff über einander gethürmt und aufgerissen und gespalten, ein wildes Chaos, dessen Ende und Siegel das todte Meer ist; und die Stadt selbst, sie liegt auf keinem abgerundeten freundlichen Hügel, sondern in

der Mitte des großen Plateau, worauf wir uns befinden, erhebt sich ein kleineres von grauen schroffen Felsen, den ersten natürlichen Wall bildend, auf welchem Jerusalem lagert — Alles wie auf dem alten Kupferstich, die Mauern rings herum glatt und gut erhalten, mit gezackten Zinnen und großen viereckigen Thoren. Hie und da kleine Oelbäume, die so schief und kümmerlich dastehen, wie auch die Phantasie des Holzschneiders sich dieselben gedacht hatte. Freilich vermißte ich auch Manches von dem, was ich damals auf dem alten Papier gesehen. Wo dort Zions Burg mit stattlichen Wällen und Thoren sich dargestellt, sahen wir hier einen öden großen Platz mit kleinen weißen Häuschen, und Golgatha, das sich auf dem Holzschnitt wie ein stattlicher Berg dicht neben der Stadt ausnahm und mit drei Kreuzen geziert war, Golgatha, den Berg, sahen wir nicht. Ich machte einen unserer Führer darauf aufmerksam und gab ihm durch Zeichen zu verstehen, was mir fehle, worauf er mir eben so antwortete: was ich suche, sey unter jener großen Kuppel, die sich uns mit vielen Nebengebäuden als eine stattliche Kirche fast mitten in der Stadt zeigte. Dort also das heilige Grab! Die Sonne beschien es recht freundlich, so wie den Oelberg, der, seinem Namen nach, mit Oelbäumen bepflanzt, zwischen denen hie und da weiße Häuschen hervorsahen, den einzigen freundlichen

Punkt in der grauen, versteinerten Gegend bildete. Und gerade der Naturbann, der Jerusalem umgibt, paßt so recht zu der gewaltigen Geschichte, die in den Felsen und Ruinen dieser Stadt verzeichnet steht, zu dieser Geschichte, wie keine wieder kommt.

Indem waren unsere Beduinen und Packpferde näher gekommen; wir stiegen wieder abwärts und gelangten bald zum Thore der Stadt, durch welches wir ungestört zogen.

Der ruhige, ernste Eindruck, den uns der äußere Anblick gegeben, veränderte sich auch hier nicht. Mochte es nur daher kommen, daß wir weit vom Mittelpunkt entfernt waren; die Gassen waren hier ruhig und still, mit kleinen Häusern besetzt, an denen man nur hie und da ein Fenster sah und die überhaupt ein alterthümlicheres, aber reinlicheres Aussehen hatten als in andern syrischen Städten. Auch vermißten wir hier zu unserer großen Freude den unergründlichen Straßenkoth; vielmehr waren alle Wege reinlich gepflastert und der Boden fest gestampft und trocken.

Bald gelangten wir ans griechische Kloster, das wir, nach unseren guten Empfehlungsbriefen, zur Herberge gewählt hatten. Wir hielten vor einem großen Thor, das sich auf unser Klopfen sogleich öffnete, und traten durch einen dunkeln Thorweg in einen Hof, aus dem eine große Treppe ins Innere des Klosters führte. Wir brauchten

nicht lange zu warten und wurden durch einen langen Gang zum Prokurator von Jerusalem, dem Metropolitan-Erzbischof Petrus Meletius geleitet. Dieser, ein alter, freundlicher Mann mit weißem lang herabwallenden Bart, saß in einem kleinen, aber prächtig geschmückten Gemach in der Ecke des Divans in einem langen schwarzen Talar und empfing uns auf wirklich feierliche und rührende Weise. Mein Reisegefährte war der Erste, der vor ihn trat, um ihm die Hand zu küssen; darauf erhob sich der alte Erzbischof halb von seinem Sitze, umarmte und küßte ihn auf die Stirn, und auf gleiche Art wurden wir Alle der Reihe nach begrüßt. Dann setzten wir uns im Kreise auf den Divan, und während erst Kaffee, dann Gelée mit eiskaltem Wasser herumgereicht wurde, las der Erzbischof die Empfehlungsbriefe und unterhielt sich darauf in italienischer Sprache mit uns. — Wich auch die Einrichtung des Gemachs von der im Morgenland üblichen nicht ab, so waren doch unter Andern die persischen Teppiche die prächtigsten, die ich je gesehen, die Zeuge des Divans bestanden aus einem shawlähnlichen Stoff, und was man an kleinen Geräthen im Zimmer sah, als Tassenuntersätze und Leuchter, war von getriebener Arbeit und edlem Metall.

Es war unterdessen spät geworden, und der Erzbischof lud uns ein, das Abendessen mit ihm und

den Brüdern einzunehmen, ehe wir uns in die für uns bestimmten Gemächer zurückzögen. Er stand auf und wir folgten ihm in eine Art Vorzimmer, das an den Speisesaal stieß und das nur mit hölzernen geschnitzten Bänken, die längs an den Wänden hinliefen, versehen war. Hier trafen wir fünf oder sechs Brüder, alle schon Männer in vorgerückten Jahren, sämmtlich mit großen Bärten und äußerst freundlichen, einnehmenden Gesichtern. Ihrem Beispiele folgend, setzten wir uns neben einander auf eine der hölzernen Bänke und alsbald erschienen Diener des Klosters in türkischem Kostüme, von denen der erste viele feine gestickte Tücher in der Hand trug, die er an die Anwesenden vertheilte, indem er jedem eines über den linken Arm warf, wobei er, demüthig das Kniee gebeugt, vor einem stand. Dann kam ein Zweiter mit Waschbecken und Gießkanne; er fing sein Geschäft bei dem Erzbischof an, indem er sich vor ihm auf beide Kniee warf und ihm Wasser über die Hände goß; auf gleiche Weise bediente er uns der Reihe nach, wobei er sich aber nur auf ein Kniee niederließ. Diese Knieebeugung war uns Anfangs unbehaglich, aber der Erzbischof erklärte uns später, abgesehen von der Bedeutung dieser Gebehrde, sei dieselbe sowohl für den Gast als für den Diener eine Bequemlichkeit, indem der Türke weit besser ein Knie, als den Rücken beugen könne. Nach dem Händewaschen

trat ein dritter Diener ein, der auf einem silbernen Teller ein Krystallgefäß mit einer Art Anisbranntwein trug, von dem er jedem ein kleines Glas voll schenkte, wahrscheinlich zur Vermehrung des Appetits. —

Der Speisesaal, den wir nach diesen Ceremonien betraten, war sehr einfach eingerichtet: ein hölzerner Tisch in der Mitte, um ihn herum eben solche Stühle ohne Polster und geschnitzte Arbeit, die Wände mit einigen mittelmäßigen Oelbildern bedeckt, überhaupt die größte Reinlichkeit der ganze Schmuck des Zimmers. Auch das Tafelgeräth war höchst einfach und sauber. Mitten auf dem Tische stand eine kupferne Lampe mit drei Flammen und mit kleinen Kettchen behängt, woran Werkzeuge zum Putzen des Lichtes befestigt waren. Es wurden verschiedene Portionen Hammelfleisch aufgetragen, jede auf andere Weise zubereitet, aber alle von gutem Geschmack. Auch sahen wir hier zum erstenmal wieder eine Art Brunnenkresse, als Salat angemacht, ein heimathliches Gericht, das wir mit vielem Appetit verzehrten.

Nach dem Abendessen verabschiedete sich der Erzbischof, und wir wurden in unsere Zimmer in einem der Hintergebäude geführt. Alles war auf das Freundlichste und Geschmackvollste eingerichtet, und was unsere Lagerstätten betraf, fanden wir zu unserm großen Vergnügen, daß sich darin Morgen-

land und Abendland freundlich die Hand boten; auf den Polstern, die an den Wänden der Zimmer hinliefen, war für jeden von uns eine Matratze ausgebreitet, nebst Kopfkissen und reinem weißen Linnen ganz wie bei uns. Zu unsern eigenen Dienern hatte uns der Erzbischof zwei von denen des Klosters gegeben, die uns beim Eintritt in unsere Zimmer ein Mangahl mit brennenden Kohlen, sowie einen großen Wasserkessel nachtrugen, falls es uns gefiele, noch Thee zu trinken. Später trat ein anderer Diener des Erzbischofs ein und brachte uns einen neuen Beweis von der Güte des alten Mannes. Er schickte für Jeden eine lange Pfeife mit einem Beutel voll guten Tabaks. — Bald lagen wir, von dem Ritte ermüdet, behaglich auf dem Divan ausgestreckt, die lange Pfeife im Munde, und sprachen im Voraus von all dem Schönen, das wir morgen sehen würden. Auf dem Teppich des Bodens standen große Wachskerzen und in der Thüre kauerten die Bedienten, unsere Gewehre und Säbel aufmerksam betrachtend, wobei sie uns selbst immer im Auge behielten, um auf jeden Wink herbeizufliegen. Wir gestanden uns aufrichtig, daß ein solches Klosterleben für arme Pilger, die aus fernem Lande kommen, um das heilige Grab zu besuchen, viel zu üppig sei.

Der Gedanke, daß wir uns wenige Schritte von dem Ort befanden, der für jeden Christen so

wichtig und heilig ist, weckte Manchen von uns in der Nacht und ließ uns oftmals durch die vergitterten Fenster schauen, ob der Tag noch nicht anbreche und uns erlaube, wenigstens vorläufig von der Terrasse des Hauses einen Blick auf Jerusalem und die heiligen Orte zu werfen. Kaum dämmerte es draußen, so erhoben wir uns Alle und stiegen hinaus auf das platte Dach des Klosters, von wo wir eine weite Aussicht hatten. Das Erwachen der Natur hat überhaupt immer etwas Feierliches für ein empfängliches Gemüth; um so bewegter schauten wir an diesem Morgen in die dämmernde Landschaft hinaus, wo uns jeder sinkende Nebelschleier einen Ort von so großem welthistorischen Interesse sehen ließ. Das Kloster mit seinen weitläufigen Nebengebäuden lehnt sich an die Kirche des heiligen Grabes, bis zu deren Kuppel wir ohne Mühe über die platten Dächer gelangen konnten. Hier standen wir nun wenige hundert Fuß über dem Grabe Christi und sahen, wie die ersten Strahlen der Morgensonne die Himmelfahrtskirche auf dem Oelberge beleuchteten, sahen am Fuße desselben das Thal Josaphat mit seinen Grabmälern, noch vom Dunkel der Nacht umhüllt, und gestanden uns, daß wir einen Moment erlebt, wie wir wohl keinen zweiten erleben würden.

Ich hatte mir von der heiligen Grabeskirche und dem Berge Golgatha eine ganz unrichtige Vor-

stellung gemacht. Ist es doch sehr vielen unterrichteteren Leuten nicht besser ergangen. Manche der Art baten mich bei meiner Abreise, ihnen von Golgatha, von der Stelle, wo die drei Kreuze gestanden, etwas Erde mitzubringen; und da ich mir früher die Schädelstätte als einen freistehenden Berg gedacht, dessen Spitze nur von einer Kirche gekrönt sei, so nahm ich keinen Anstand, meinen Bekannten von der Erde des heiligen Berges zu versprechen. Als ich aber an Ort und Stelle war, sah ich, daß es unmöglich sei, mein Versprechen zu halten. Die Kirche des heiligen Grabes schließt sowohl Golgatha ein, als den Theil des Gartens Josephs von Arimathea, in dem sich die Grotte befand, wo der Leib des Herrn niedergelegt wurde. Golgatha, kein Berg, sondern ein mäßiger Hügel, bildet so zu sagen das Schiff der Kirche, und man steigt durch verschiedene Kapellen und Gänge im weitläuftigen Gebäude über marmorne Stufen aufwärts zum Gipfel, wo sich unter einer kleinen Kuppel der aufs prächtigste verzierte Ort befindet, wo nach der Ueberlieferung die drei Kreuze gestanden. Den Chor der Kirche, könnte man sagen, bildet die Grotte des heiligen Grabes selbst, über der sich die große Kuppel wölbt.

Während wir so dastanden und unsere Gedanken und Blicke über den verschiedenen Gebäuden der Grabeskirche hingleiten ließen, war es allmählig

ganz Tag geworden und in den Strassen Jerusalems, sowie in unserem Kloster fing es an lebendig zu werden.

Unsere Bedienten riefen uns zum Frühstück hinab. Wir fanden zugleich einen der jüngeren Brüder des Klosters, der uns in das Innere der Grabeskirche führen sollte. Noch immer herrscht hier der für die Christen so demüthigende Gebrauch, daß die Schlüssel zur Kirche sich in den Händen des türkischen Gouverneurs befinden, der den Tempel nur zu gewissen Zeiten aufschließt, und außer diesen festgesetzten Stunden sich nur durch ein starkes Trinkgeld dazu bewegen läßt. Letzteren waren wir durch das Ansehen des griechischen Patriarchen überhoben worden, und der Eintritt in die Grabeskirche wurde uns zu ungewöhnlicher Stunde gestattet.

Wir gingen die Gasse hinab, in der das Kloster liegt, und sahen uns bald wieder in das Getreibe und Gewühl einer morgenländischen Stadt versetzt. Hier wurden alle möglichen Artikel feil geboten, und die beweglichen Bazars hatten sich sogar im Vorhof der Grabeskirche eingenistet. Ganz wie zur Zeit, als Christus die Vorhallen des Tempels reinigte, waren sie heute wieder mit Krämern und Kauflustigen angefüllt, nur daß die Handelsartikel unschuldiger waren als damals, sie bestanden aus lauter Sachen, wie sie der Pilger zum Andenken an die heiligen Oerter gerne einkauft, um sie

mit in die Heimath zu nehmen. Da waren Rosenkränze von Baumfrüchten, namentlich von Oliven der uralten Bäume im Garten von Gethsemane, sowie von Steinen des todten Meeres und von Perlmutter; da sah man Kreuze von allen Arten, sowie Muscheln von allen Größen, auf denen die Bildnisse des Heilands und der Jungfrau Maria eingegraben waren. Auch Kerzen, am Grabe geweiht, konnte man kaufen, auch Jericho-Rosen, welch' letztere die Pilger gerne auf ihre Hüte stecken. All' diese Sachen sind sehr schön, und man begreift oft nicht, wie sie um den geringen Preis abgegeben werden können. Künstlichere und noch viel hübschere Arbeiten, wie das Modell der Grabeskirche, oder das der Grotte, von Steinen und Perlmutter zusammengesetzt, sind auch vorhanden, und der Besucher bereut später, besonders von letztern Sachen nichts mitgenommen zu haben.

Das südliche Portal der Kirche mit seinen beiden Eingangsthüren, welche die einzigen des ganzen Gebäudes sind, ist schon so oft abgebildet und beschrieben, daß ich schnell darüber weggehen kann. Der Vorhof desselben, von dem ich eben sprach, ist klein, rings von Häusern eingeschlossen und man steigt über einige steinerne Stufen zu ihm hinab. An den Thüren der Kirche saßen mohammedanische und christliche Bettler und Krüppel aller Art, welche die Hände nach einem Almosen ausstreckten. Nach

dem wir eine Zeitlang gewartet, erschien der türkische Schließer und öffnete die Kirche. Um uns hatte sich ein ziemlicher Haufen Christen und Türken versammelt, welche die Gelegenheit ergriffen, die Kirche zu ungewöhnlicher Stunde zu besuchen. Der Schließer wollte Anfangs keinem außer uns den Eintritt gestatten, doch gab er dem Zureden des griechischen Mönchs nach und ließ die armen Leute herein. Wir Abendländer befanden uns indessen bald im Halbdunkel des großen Tempels allein; die Maroniten, Griechen, Armenier und Kophten, die hinter uns eingedrungen waren, verloren sich bald nach allen Seiten, um in ihren verschiedenen Kapellen ihre Andacht zu verrichten.

Auf den bunten, glatten Steinen, die den Boden bedecken, liegt wenige Schritte vom Eingang eine Platte von röthlichem, gesprenkeltem Marmor, welche vier Candelaber umstehen und die den Ort bezeichnen soll, wo der Leichnam des Herrn nach der Abnahme vom Kreuz gesalbt wurde. Von dieser Stelle aus führt rechts eine Treppe von achtzehn Marmorstufen zur Kapelle der Kreuzigung auf Golgatha, zur Linken ist man mit einigen Schritten unter der großen Kuppel, unter welcher gerade in der Mitte die Grotte des heiligen Grabes liegt. Diese Kuppel, deren Durchmesser achtundsiebzig Fuß beträgt, wird von hohen viereckigen Säulen getragen und das Licht fällt von oben ein. Unter ihr

erhebt sich wie eine kleine Kirche in der großen, von allen Seiten frei, die Kapelle der Grotte; diese bildet ein längliches Viereck, dessen eine Seite zugerundet ist. Sie ist ganz von Marmor und ihr Längendurchschnitt beträgt dreißig Fuß.

Durch den Eingang der Kapelle, der sich nach Osten befindet und auf's Prächtigste mit edeln Steinarten geschmückt ist, tritt man in einen kleinen Raum, kaum zehn Fuß im Durchmesser, dessen unregelmäßige Wände, obgleich sie mit Marmor bekleidet sind, deutlich erkennen lassen, daß er vordem kunstlos in den Felsen gehauen wurde. Dieß ist die sogenannte Engelskapelle, und in der Mitte derselben sieht man den Stein, auf dem der Engel saß, als er den Frauen erschien, um ihnen anzusagen, daß der, den sie suchten, nicht mehr hier sey. Von dieser Grotte führt ein unregelmäßiger, kaum zwei Fuß breiter und vier Fuß hoher Eingang in die zweite, eigentliche Grabesgrotte, welche nur sieben Fuß lang und sechs Fuß breit ist. Rechts vom Eingang befindet sich hier eine Art Sarkophag von rothgesprenkeltem Marmor, oder eigentlich nur ein Altartisch, der als die Stätte angegeben wird, auf welcher der Leib des Herrn gelegen.

Um den Sarkophag befinden sich kleine Mauerblenden, in denen goldene und silberne Leuchter mit geweihten Kerzen stehen, so wie zierlich gearbeitete

Gefäße, die täglich mit frischen Blumen versehen werden. Von der Decke der Grotte hängen an vierzig goldene und silberne Lampen, von denen die meisten das Wappen des österreichischen Kaiserhauses tragen. Diese werden Tag und Nacht brennend erhalten, und der Glanz der vielen Lichter wirkt in dieser Umgebung magisch auf das ohnehin schon ergriffene Gemüth.

Wir blieben über eine Viertelstunde in der Grabkapelle; aber vergeblich wäre der Versuch, unsere Gefühle zu beschreiben. Ich dachte nicht an die Gegenwart und nicht an den Ort selbst, wo wir uns befanden, ich griff zurück in mein Leben, um da einen Punkt zu finden, wo ich das in der Idee gefühlt, was mich heut' in der Wirklichkeit riesenhaft umgab. Aber ich gestehe es, ich irrte da lange umher, und erst aus den Tagen der Kindheit blitzten mir Lichtpunkte entgegen, die ich an mich ziehen konnte, und die, größer und seliger werdend, im Stande waren, meinen jetzigen Gefühlen die Hand zu reichen.

Von unserem Führer, dem griechischen Mönche, mit Kerzen, die am heiligen Grabe gebrannt, so wie mit Blumen, die ihren Duft und ihr frisches Leben am geweihten Orte ausgehaucht, reichlich beschenkt, verließen wir die Kapelle und begaben uns östlich von da in die prächtige Kirchenhalle der Griechen, auf deren Marmorboden uns ein von

farbigen Steinen eingelegter Stern gezeigt wurde, welcher den Ort bezeichnet, den die Griechen als den Mittelpunkt der Erde annehmen.

Mittlerweile waren die Thüren geöffnet worden und der volle Ton tiefer Männerstimmen, der sich plötzlich von der lateinischen Kapelle her erhob und durch die weiten Hallen der Kirche fortpflanzte, verkündigte uns, daß die täglichen Umzüge der Minoriten begannen. Wir eilten hin und trafen die Mönche, denen sich eine Menge gläubiger Christen angereiht hatte, in dem langen Gange, der von ihrer Kapelle zu dem Orte führt, welcher seit langer Zeit von den Christen als der verehrt wird, an welchem Christus gebunden stand, während von den Kriegsknechten die Vorbereitungen zur Kreuzigung gemacht wurden. Nach einigen Minuten feierlichen Gebetes, unter dem kräftigen Männergesang und den Tönen der Orgel, die in den großen leeren Räumen wunderbar durch die Luft zitterten, ging der Zug weiter und hielt bei einer kleinen, schwärzlich grauen Säule, die etwa zwei Fuß hoch und in der Mitte zersprungen ist. Es ist dieselbe, die vormals im Richthause gestanden haben soll und an der Christus mit Dornen gekrönt wurde. Gleich daneben ist die Stätte, wo die Kriegsknechte seine Gewänder unter sich verloosten.

Von hier führt der Weg aufwärts nach der Kapelle der Kreuzigung auf Golgatha's Berg. Diese

Kapelle, welche von den Griechen unterhalten wird, ist, wie ihre Kirche, auf's Prächtigste verziert. Gegen Osten befindet sich in derselben eine Art Hochaltar, vor welchem sich eine Art Gitterwerk erhebt, das von Gold und mit edlen Steinen besetzt ist. Durch die Oeffnungen dieses Kastens sieht man auf dem Boden den nackten Fels und in demselben drei Löcher, welche als die angegeben werden, in denen die drei Kreuze gestanden. Ebenso sahen wir hier eine tiefe Spalte im Felsen, die denselben mehrere Fuß tief bis zur Kapelle Johannis, welche unter der Kreuzigungskapelle liegt, zerreißt und als eine Spur von dem Erdbeben betrachtet wird, das bei dem Tode Christi Himmel und Erde erschütterte. — Vor der Kapelle Johannis standen vormals die steinernen Särge der beiden ersten christlichen Könige von Jerusalem, Gottfried's von Bouillon und Balduin's des Ersten. Im Jahre 1244 wurden sie von den wilden Horden der Charismier geöffnet, zerstört und die darin befindlichen Gebeine verbrannt. — Vor dem Altar der Kreuzigungs-Kapelle, so erzählte unser griechischer Führer, entblößt selbst der Patriarch von Jerusalem sein Haupt, eine Sitte, die sich aus den Zeiten des Kaisers Heraklius herschreibt, welchem an diesem Orte, der Sage nach, die Krone ohne irgend eine sichtbare Veranlassung vom Haupte fiel.

Auf einundzwanzig Stufen stiegen wir von

hier zur Helenen-Kapelle hinab, welche ein vollkommenes Quadrat von fünfundvierzig Fuß Durchmesser bildet. An der südöstlichen Ecke derselben steigt man auf eilf Stufen zu der natürlichen Grotte hinab, in welcher man die drei Kreuze gefunden haben soll.

Die drei mächtigsten Kirchengemeinschaften der jetzigen Christenheit des Orients, die Griechen, Armenier und Lateiner, haben sich in die drei Haupt-Kapellen oder Theile der Grabeskirche getheilt und jede sorgt für die Unterhaltung des Ihrigen. So haben die Armenier die Helenenkapelle, die Griechen die der Kreuzigung und die Lateiner die des heiligen Grabes. Eine gewisse Anzahl Mönche von jeder der Gemeinden bewacht die heiligen Orte. Da aber, wie schon gesagt, die Türken den einzigen Aus- und Eingang der Grabeskirche nach Gutdünken verschlossen halten, so sind die dienenden Brüder der drei Gemeinden, die sich jedesmal als Hüter in der Kirche befinden, Gefangene der Türken und können Tag und Nacht dieselbe nicht verlassen. Jede Gemeinde hat daher an ihrem Kirchentheile einen kleinen Anbau angebracht, in dem sich Zellen befinden, die das ärmliche Lager der Brüder enthalten. Speise und Trank wird ihnen durch eine vergitterte Oeffnung in der Eingangsthüre zu gewissen Stunden des Tages gereicht.

Wir blieben mehrere Stunden in der heiligen

Grabeskirche, bis es den edlen türkischen Machthabern gefiel, sie wieder zu verschließen."

Wilhelm lebte noch lange in seiner Heimath, im Kreise einer gesegneten Familie, als frommer Vater, treuer Gatte und braver Unterthan. Er war geehrt von seinen Mitbürgern und geliebt von den Armen und Dürftigen, die er stets nach Kräften unterstützte. Die Erziehung, welche er selbst seinen Kindern gab, war eine religiös-musterhafte zu nennen. Sein Wahlspruch ging auf seine Nachkommen über, in deren Munde er noch heute lebt. Er bestand in den wenigen, aber inhaltsschweren Worten: „Mein Glaube beseligt mich; meine Hoffnung zeigt mir die himmlischen Gefilde und meine Liebe vereint mich mit meinem Heilande, der da sagte: „Daran soll Jeder erkennen, daß ihr meine Jünger seyd, wenn ihr Liebe unter einander habet." Joh. 13, 35.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Werne

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Baumblatt, Luitpold

Das christliche Museum Erzählungen für das christliche reifere Alter

Bamberg 1844

Paed.pr. 292
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759150-1